

Waworsik

"D" 8588

Illustrierte Zeitung



Verlag von J. J. Weber, Leipzig

1. Oktober 1915.

Kriegschronik.

Feindliche Monitore beschossen wirkungslos die Umgegend von Lombardye und Middelerte. Einen neuen Angriff versuchten die Engländer gestern nicht wieder. Unsere Gegenangriffe nördlich von Loos machten bei heftiger feindlicher Gegenwehr weiter Fortschritte. Einige Gefangene, 2 Maschinengewehre und 1 Minenwerfer



Vertrieben. Nach einer Zeichnung von Professor Georg Toppel.

Auf dem Waggon eines Militärzugs.
Nach einer Zeichnung von Professor Stanislaus Reichan.

fielen in unsere Hand. Versuche der Franzosen, östlich von Souchez und nördlich von Neuville Raum zu gewinnen, mißglückten. In der Champagne scheiterte ein mit starken Kräften unternommener feindlicher Angriff östlich Aubertoe. Ebenso erfolglos waren sämtliche französischen Angriffe in Gegend nordwestlich Maiffes, an denen Truppenteile von sieben verschiedenen Divisionen beteiligt waren. Die Zahl der bei den Angriffen in der Champagne bisher gemachten Gefangenen ist auf 104 Offiziere, 7019 Mann gestiegen. Erfolgreiche Minensprengungen beschädigten die französische Stellung bei Bauquois.

Westlich von Dinaburg, bei Grenden, ist eine weitere Stellung des Feindes gestürzt; in Kämpfen östlich von Madziol sowie auf der Front zwischen Smorgon und Wischniew sind russische Angriffe unter schweren Verlusten zusammengebrochen. Die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg machte gestern 1360 Gefangene. Von der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern wurden alle Vorstöße abgewiesen. 6 Offiziere, 494 Mann und 6 Maschinengewehre blieben in unserer Hand.

Die Zahl der im Monat September von deutschen Truppen im Osten gemachten Gefangenen und die Höhe der übrigen Beute beträgt 421 Offiziere, 95464 Mann, 37 Geschütze, 296 Maschinengewehre, 1 Flugzeug.

Aus der Zeit der Karpathenkämpfe: Österreichisch-ungarische Kavallerie bei einem Erkundungsvort auf der Reichsstraße in den Karpathen. Nach einer Zeichnung von Gabriel Jurkic.
Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Werthe gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art, ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzstraße 1-7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Reproduktion unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright October 21st 1915 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nummer 3773. 145. Band.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzstraße 1-7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3773. 145. Band.

Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 9. M., frei ins Haus 9. M. 25. Preis dieser Nummer 1. M. Der Anzeigenpreis beträgt für die einmalige Nonpareilleizeile oder deren Raum 1. M. 50, auf Seiten mit redaktionellem Text 2. M. 21. Oktober 1915.

Seit ich
PERGENOL
Mundwasser-Tabletten
gebrauche, habe ich
weiße Zähne und
keine Erkältungen mehr



Wo unsere verwundeten und erkrankten
Krieger Erholung und Genesung finden.

Dr. Wigger's Kurheim, Partenkirchen Sanatorium

(Bayer. Hochgeb.)
für Innere, Nerven- und Erholungsbedürftige. Modernste, sanitäre Einrichtungen, jeglicher Komfort. Durch Neubau bedeutend vergrößert. Kurmittelhaus. Geschütztste, aussichtreiche, erhöhte Lage. Großer Park. Prospekt. Das ganze Jahr geöffnet.
Während der Kriegsdauer in vollem Betriebe.
Kriegsteilnehmern Ermäßigung. — Idealer Herbst-Aufenthalt.

Dr. Nöhrings Sanatorium für Lungenkranke

Neu-Coswig i. Sa. Nur 1. Kl. 15 bis 20 Mk. täglich.
Heizbare Liegehallen. Glänzende Erfolge d. eig. Beh.-Methode.

KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke Tannenfeld

bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Göbnitz-Gera.
Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parks. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch den Besitzer Dr. med. Tecklenburg.

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Städtische Polytechnische Lehranstalt Friedberg i. H.

für die praktisch-wissenschaftliche Ausbildung zum
Ingenieur und Architekt
(Aufnahmebedingung: Einjähr.-Freiwill.-Zeugnis)
Besondere Kurse: zur technisch-kaufmänn. Berufs-Ausbildung für kriegsbeschädigte
Offiziere

Begutachtung oberster Militärbehörden und erster Industrie-firmen. Nähere Auskünfte durch das Sekretariat der Anstalt bezw. das Großherzogliche Bürgermeistamt Friedberg i. H.

Darmstädter Pädagogium.

Erfolgreichste süddeutsche Vorbereitungsanstalt für Einjährige, Priester, Fächer u. Abiturienten.
M. Elias.

Echte billige Briefmarken:
100 As. Afr. Austr. Mk. 2. —
500 verschied. nur Mk. 3. —
1000 verschied. nur Mk. 1. —
200 verschied. nur Mk. 40. —
Max Herbt-Marken-
haus, Hamburg 2.
Große Illustr. Prospekte gratis u. franko.

BRIEFMARKEN KATALOG FREI PHILIPP KOSACK & G. BERLIN C. 2.

Briefmarkenkunde u. -Sammelwesen von Viktor Suppantischsch. Gr. 3. M. J. J. Weber, Leipzig 26

Der Spiritismus

Zu beziehen von Oswald Nutze, Leipzig.
Briefmarkenkunde u. -Sammelwesen von Viktor Suppantischsch. Gr. 3. M. J. J. Weber, Leipzig 26

Briefmarken für Sammler billigst. Preisliste 24 und Briefmarkenzeitung sendet kostenlos **August Marbes in Bremen.**

Sanatorium Elsterberg

für Herz-, Magen-, Nieren- und Stoffwechselkranke, Nerven- (Neurosen, Enzephalosen, Epilepsien), nicht operative Frauenleiden u. Erholungsbedürftige, Lungen- u. Geisteskrankte ausgeschlossen. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte frei.
Dr. R. Römer Jr. San.-R. Dr. Römer.

Dr. Bieling, Waldsanatorium Tannenhof, Friedrichroda (Thür.)

Besonders geeignet für Ruhebedürftige und Kriegskonvalzeszenten

Krankenpflege im Hause
von Dr. med. Paul Wagner.
Mit 71 Abbild. in Originalverband 4 Mk.
Verlag J. J. Weber, Leipzig 26.

Niemand hat gesunde Beine

jetzt nötiger als die Daheimgebliebenen, welche der wirtschaftl. Kampf durchhalten haben.

Schwere Leiden sind häufig die Folge vernachlässigter Krampfaderen. Bei Beinbeschwerden, Aderentzündungen, Geschwulst, Entzündung, nasser Flechte, Gelenkverdrückung, Steifheit, Plattfüß, Rheuma, Gicht, Ischias, Hüftweh, Elephantiasis verlangen Sie gratis Broschüre „Lehren und Ratsschätze für Beinleidende“ von Sanitätsrat Dr. R. Weise & Co., Hamburg 1, L. P.

Das Alte stürzt! Unsichtbar wird das Leiden durch den Beinverlängerungs-Apparat „Normal“, V. Anek. Prosp. frei. E. Kompalla, Dresden 1 123.

Akkumulatoren

Elektrische Lichtanlage Betriebsfertig fabriziert und repariert alle Systeme
Alfred Luscher,
Akkumulat.-Fabr.,
Dresden, Grüne Strasse 115.

Briefmarken

Auswahlen nach Fehllisten. Vorzugspreisliste gratis.

Paul Kohl, g. m. b. H., Chemnitz 33 Z.

Wybert TABLETTE

sind unsern Krieger im Felde eine hochwillkommene

Wybert-Tabletten

In Wind und Wetter schützen Wybert-Tabletten vor Erkältungen und lindern Husten und Katarrh. Als durstlöschendes Mittel leisten sie unschätzbare Dienste. Senden Sie daher Ihren Angehörigen an die Front Wybert-Tabletten; sie werden mit Jubel begrüßt.

Feldpostbriefe
mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in allen Apotheken u. Drogerien Mk. 2. — oder Mk. 1. —.

Lehrbuch der Praktischen Photographie. Bearb. von Mit 141 Abbild. u. 8 teils farbigen Tafeln. In Originalleinenband M. 4.50. Ausführl. illustr. Prospekte unentgeltl. Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

Unionzeiss

Bücherschränke aus einzelnen Abteilen Immer fertig — Nie vollendet!
Preisbuch 377 kostenlos

Unionzeiss

Möbel für Herrenzimmer und Büros
Preisbücher 577 A & 8 kostenlos

Heinrich Zeiss (Unionzeiss)

Frankfurt a. M. 36 Kaiserstr. 36



(Unionzeiss-Bücherschrank, Eckstellung)

Elastischer Brusthalter



„HAUTANA“

direkt auf der Haut zu tragen aus elastischem Trikotgewebe, schützend vor Erkältung.

M. 3. —, 4.50, 5.50, 8.75 pro Stück.

Mit **Miederansatz** für **Sportzwecke** und für Damen mit starker Brust M. 7.75 u. 11.75.

Vorstehende Preise nur für Deutschland gültig. Bezugsnachw. u. d. allein. Fabrikanten: Weich. Trikotweberei.

Ludwig Maier & Co. in Böblingen 12 und S. Lindauer & Co., Cannstatt M.

Korsettfabrik. Broschüre erhältlich. mmm

BARTHEL LEIPZIG
PELZWAREN-MANUFAKTUR



H-BAHLENS KEKS-FABRIK HANNOVER



LEIBNIZ-KEKS

Versicherungen mit Einschluß der Kriegsgefahr

übernimmt noch bis auf weiteres die
Leipziger Lebensversicherungs-
Gesellschaft auf Gegenseitigkeit
(Alte Leipziger)

Ohne Extraprämie beim Eintritt

Bequeme Deckung der Kriegs-
schädenbeiträge aus den künf-
tigen Dividenden oder aus der auch
im Kriegssterbefall sofort und voll
zahlbaren Versicherungssumme.



Maraschino
EINZIG IN DER WELT.
LUXARDO
ZARA
DALMATIEN, Oesterreich.



Furtwängler Uhren
Eine Zierde für jedes Haus

„Furtwängler“-Wanduhren
„Furtwängler“-Tischuhren
„Furtwängler“-Kaminuhren
„Furtwängler“-Salonuhren
in höchster Vollendung. * Katalog gern zu Diensten.
Furtwängler Uhrenfabriken A.-G.
Furtwangen (Schwarzwald)



J.A. Henckels
Zwillingwerk Solingen
empfiehlt zum Versand
mit Feldpostbrief:
Armeemesser, Feldbestecke,
Jagdmesser, Dolche,
Rasiermesser u. Rasierapparate.
Haupt-Niederlage: Berlin W. 66 Leipziger Strasse 118.
Eigene Niederlagen:
Köln a. Rh., Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien.



MAX ERLER
LEIPZIG
Königl. Sächs. Hoflieferant
PELZWAREN-
KONFEKTION
Reichillustrierter
Katalog W frei!

Königl. Sächsische Landes-Lotterie
(in Österreich-Ungarn verboten)
110 000 Lose — 55 000 Gewinne und 1 Prämie in 5 Klassen
Ziehung 1. Klasse am 8. und 9. Dezember 1915
Jedes zweite Los gewinnt.

800,000 Spec	500,000
300,000 M	200,000
150,000 M	100,000

Klassen-Lose	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
(in jeder Klasse)	M. 5.—	M. 10.—	M. 25.—	M. 50.—
Voll-Lose	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
(für alle Klassen)	M. 25.—	M. 50.—	M. 125.—	M. 250.—

Paul Lippold Königl. Sächsischer Lotterie-Kollektor, Leipzig, Richard-Wagner-Strasse 10.
Postscheckkonto: 50 796 Leipzig.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3773. 145. Band.



Vom Besuch des Kaisers und des Kronprinzen in den Vogesen: Der Kaiser schreitet in Begleitung des Korpskommandeurs General der Infanterie v. Eberhardt und der Kronprinz in Begleitung des Generalobersten v. Falkenhäusen die Front der aufgestellten Truppen ab.
(Phot. R. Semmke.)

Die Hohenzollern als Herrscher.

Zum 500 jährigen Gedenktag der Hohenzollernherrschaft in Brandenburg-Preußen am 21. Oktober 1915.
Vom Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Otto Krauske, Königsberg i. Pr.

Auf deutschem Kolonialboden ist der Staat der Hohenzollern emporgewachsen. Schon seit den Tagen Karls des Großen war die Nordmark an der Elbe, der älteste Teil der späteren Kurmark, ein Schutz- und Trutzwall gegen die slawische Flut. Das Ordensland Preußen ist die letzte große Siedelung der Deutschen im fernen „Ostlande“. Es wird berichtet, der schwarze Adler Preußens sei den Ritters von Kaiser Friedrich II. aus dem eigenen Wappen verliehen worden. Im Bunde mit dem Hause Habsburg hat Friedrich I. aus eigener Machtvollkommenheit sich zu Königsberg die Krone aufs Haupt gesetzt. Aber erst im Kriege gegen die Weltberühmtheitsgünstige Ludwig XIV. gewann er für die neue Würde die Anerkennung der meisten anderen Herrscher. Die Grundzüge der preussischen Geschichte sind in diesen Begebenheiten erkennbar: Der innere, unauflösbare Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande, eine größere Selbstständigkeit, als die übrigen Reichsfürsten besaßen, von früh an die dauernde Berührung mit den großen Mächten und mit Bestrebungen, die noch heute nicht überwunden sind.

Als Kurfürst Friedrich I. sich die Herrschaft in seinem neuen Gebiete mit dem Schwerte errang, streift er für die Erhöhung seiner Dynastie. So hat er selbst gesagt. Aber er vollbrachte damit zugleich eine wahrhaft deutsche Tat. Wenn er nicht so ausdauernd gewesen wäre, wenn die schon so unheilvolle Zerspaltung der Mark noch weiter zerrissen hätte? Dies deutsche Land würde dann so gut wie sicher die Beute des schon damals gewaltig aufstrebenden Slaventums geworden sein.

Auch die Söhne des Kurfürsten haben noch mit ihren eigenen Untertanen kämpfen müssen. Friedrich II. konnte nur durch Gewalt die allzu große Selbstherrlichkeit der Städte brechen, die in der Aufschwungzeit am lautesten über die landvererbliche Unbotmäßigkeit geklagt hatten. Zum Zeichen seines Sieges erbaute er die Burg zu Gölitz an der Spree; es ist unser Kaisererschloß.

Der Versuch der „Raubritter“ unter Joachim I., doch noch eine größere Unabhängigkeit von der Landesherrschaft zu erzwingen, ist von den Märkern selbst am schärfsten verurteilt worden. Die Fürsten und das Volk von Brandenburg, die sich lange innerlich fremd gewesen waren, hatten sich bei der unermüdlichen, gemeinsamen Arbeit gefunden und die gegenseitige Achtung erkannt. Die Hohenzollern haben sich durch ihre Friedenswerte das Bürgerrecht in den Herzen eines Stammes errungen, der schwer annimmt, aber das Zugelegene mit eiserner Kraft verteidigt.

Der wachsende Einfluß der Stände seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts darf nicht, wie früher geschah, schlechtlich als ein Beweis für die Abnahme der kaiserlichen Macht in Anspruch genommen werden. Die Stände der Kurmark waren anfangs die besten Berater und Gehilfen ihrer Landesherren. Ohne ihren Beistand hätte Joachim II. kaum die weischaunende Politik treiben können, die gleichsam schon den Grundriß des künftigen preussischen Staates vorzeichnete.

Unleugbar jedoch haben sich mit der Zunahme des kaiserlichen Besitzes allmählich die Wege der „Herrschaft“ und der „Landesherrschaft“ voneinander entfernt. Der vorwärtsträngende Ehrgeiz der Dynastie, die alle Kräfte der verschiedenen Fürstentümer unter ihrem Szepter denselben Ziele dienstbar machen wollte, und die selbstgenügsame Kirchturnpolitik der Stände mußten in den schärfsten Widerstreit geraten. Der berechtigste Partikularismus war in dem zerfallenden Deutschen Reich zum ärgsten, vaterlandsfeindlichen Zerrbild entartet. Ein ungeheurer Selbständigkeitswüßtel, der zu der wirklichen Macht in keinem Verhältnis stand, machte sich allenthalben breit. Auch das armseligste Territorium wollte kein Mittelglied der eigenen Verfassung und Verwaltung und seiner besonderen angeblichen Interessen für eine größere und stärkere Gemeinschaft aufgeben.

In dieser Zeit hat der Große Kurfürst das Ruder seiner Staaten ergriffen. Sie erkannten ihn bei seinem Regierungsantritt wohl als ihren rechtmäßigen Erben an, verlangten aber gebieterisch, daß er alles beim Alten ließe. Die Personalunion von Preußen und Cleve mit der Mark dürfte in keinem Falle zur wirklichen Einheit werden und dadurch der „Libertät“ der Herzogtümer „schädlichen Abtrag tun“. Friedrich Wilhelm stand seinen Territorien ganz ähnlich gegenüber wie sein Ahnherr der Kurmark. Wir haben ein gutes Recht, den Großen Kurfürsten als den zweiten Begründer des Hohenzollernischen Reiches zu feiern. Er hat die Arbeit, die Friedrich I. in Brandenburg geleistet, in einem erheblich größeren Umfang und unter noch viel schwierigeren Verhältnissen von neuem vollbracht.

Gegen den langen, erbitterten Widerstand der eigenen Untertanen, im ewigen Kampfe mit der Eifersucht der Nachbarnstaaten haben die Hohenzollern die einzelnen Territorien ihrer Herrschaft zu einem großen, geschlossenen Ganzen zusammengefaßt und dadurch den festen Kern für das neue Deutsche Reich gebildet. Indem sie, gleich ihren Vorfahren, für die Größe des eigenen Hauses stritten und sorgten, haben sie auch dem deutschen Volke unvergessliche Dienste erwiesen.

Das preussische Reich ist das persönliche Werk des hohenzollernischen Geschlechts; es trägt unverwundbar, tief eingedrückt den Stempel seiner großen Bauherren. Dynastie und Staat hängen in Preußen viel enger zusammen als in jedem andern Reiche auf der Welt. Ohne die Hohenzollern ist Preußen überhaupt nicht denkbar.

Welche Fülle von bedeutenden Männern, von scharf umrissenen Gestalten in diesem Fürstentum! Bei aller Familienähnlichkeit hat doch fast jeder von ihnen seine stark betonte individuelle Note. Mag die Kritik noch so viel an ihnen aussetzen. Die allermeisten können mit dem japanischen Helben ihren Tadeln erwidern: „Ich mag irren,

aber ich fühle den rechten Willen und hohen Mut in mir.“ Die großen Monarchen Preußens sind die Lehmeister des ganzen deutschen Volkes geworden. Da sie an sich selbst die höchsten Ansprüche stellten, waren sie berechtigt, auch von ihren Untertanen Ungewöhnliches zu verlangen. In einer Zeit, die allzusehr der Bescheidenheit zuneigte, haben sie durch ihr Vorbild und die unermüdliche, scharfe Aufsicht ihrem Volke die Produktivität der Kraft erhalten und gemehrt. Was der Spartanerkönig von seiner Heimat rühmte, gilt auch für Preußen: „Die Vermut war dort von jeher zu Hause, aber durch Weisheit und strenges Gesetz ist die Mannestugend hinzugekommen und schützt unser Land vor Mangel und Knechtschaft.“

Friedrich der Große bemerkt einmal, die Geschichte des preussischen Staats finge eigentlich erst seit 1640 an. Gewiß, mit dem Großen Kurfürsten beginnt jene wunderbar schnelle Entwicklung Brandenburg-Preußens aus einem Haufen von fast zusammenhanglosen Ländern und Landstücken zur einheitlichen Großmacht. Inzwischen der Grund zu dem stolzen Bau war längst vorhanden. Schon in Franken hatten sich die Hohenzollern als kluge Hauswirte und geschickte Organisatoren bewährt. Aus den Burggrafen von Nürnberg, denen nur wenige Kaiser gehörten, waren die Herren statthalter Fürstentümer geworden. Diese Erbweisheit hat auch der Mark Brandenburg geholfen, ihr Frieden und Ordnung bereitet, die verlorenen Gebiete wieder herbeigekauft. Unter den rührigen Händen ihrer neuen Kurfürsten wandelte sich die ehemals so gering geschätzte „Streulandsbüchse des Heiligen Römischen Reichs“ in ein angelegenes und mächtiges deutsches Land.

Das angefangene Werk duldet keinen willkürlichen Stillstand. Ein Fürst reichte dem andern die Fackel, auch der Schwache mußte sie ein Stück Wegs vorwärtstragen. Der Ehrgeiz, das Pflichtbewußtsein und ein starkes Verantwortlichkeitsgefühl setzten zu immer neuen Mühen und Taten an. „Gottes schlichten Vnttamm an dem Fürstentume“, so hat sich der erste brandenburgische Zoller genannt. Dieser Gedanke der freiwilligen Unterordnung unter eine erhabeneren Gewalt lebt bei allen bedeutenden Fürsten des Geschlechts wieder. „Sie gesturus sum principatum, ut sciam, rem esse populi, non meam“, lautete der Spruch, den der Große Kurfürst seinem Sohne mitgab. Der derb angelegte Friedrich Wilhelm I., der alles möglichst konkret ansah, hat den Kronprinzen gemahnt: „Ein Regent, der mit Honneur in der Welt regieren will, muß seine Affairen alle selber tun. Also sein die Regenten zu Arbeit erboten und nicht zum flasquen, faulen Weiberleben. Der liebe Gott hat euch auf den Thron gesetzt, nicht zu faulenzeln, sondern zu arbeiten und eure Länder wohl zu regieren.“ Und wie oft hat sich der große Friedrich zur Unbedingtheit der sittlichen Verpflichtungen bekannt! „Mein Körper und mein Geist haben sich ihrer Pflicht zu fügen. Ich muß nicht leben, aber ich muß handeln.“ Diese selbstherrlichen Forderungen mit dem Kräftesack in der Hand, die mit einem Ichaffen, Eubis parieren, nicht rationalisieren“ jeden Widerspruch abschneiden, sind dennoch in Wahrheit die treuesten Diener ihres Staats gewesen.

Man hat gesagt, Hellas mußte sein, damit die Welt lernte, wie alles Große und Schöne im geistigen Leben gebildet würde. Auch das Völkchen Preußens ist eine geschichtliche Notwendigkeit. Wir haben von ihm gelernt, daß der feste, sittliche Wille, die Umsicht der Fürsten und der Gehorsam, die Opferbereitschaft der Bürger auch unter den ungünstigsten Bedingungen einen großen Staat aufrichten und mit unvergänglichem Leben erfüllen können. Der aufgeklärte Absolutismus hat hier sein Meisterwerk geschaffen. In dem Absolutismus der großen preussischen Monarchen sind die Gedanken beschlossen, die noch heute fortwirken. Die preussische Geschichte kennt nicht, wie die französische, einen jähen Bruch mit der Vergangenheit. Die meisten Abwandlungen unseres Staates erscheinen wie von selbst geworden, als ob es gar nicht anders sein könnte.

Unsere Feinde nennen Preußen einen künstlichen Staat. Wissen sie denn nicht, daß der Genius diesem Kunstwerk Obem und Seele eingehaucht hat? Im Streite und im Leide, auf den Schlachtfeldern des siebenjährigen Kriegs und in den Stürmen der napoleonischen Zeit hat Preußen seine unverwundliche Lebenskraft bewiesen. Schon sechs Jahre nach dem Völkchen Frieden hat der zu Boden geschmetterte Staat aus eigener Macht sich wieder erhoben und die Fesseln gegen den Kaiser und das offizielle Reich ist Preußen zur Großmacht geworden. Aber gerade in jenen Tagen sind die Beziehungen zu der deutschen Nation fester geknüpft worden. Wenn unsere Vorfahren alles Fremde maßlos bewunderten, so lag darin neben der leidigen Ausländererei, die uns im Blute fließt, auch die wehmütige Erkenntnis, daß ihnen verlagst schien, was andere besäßen: der starke nationale Staat, der um seiner selbst willen allen Volksgenossen Schutz gewährt, und die großen volkstümlichen Führer. Nun hatten die Deutschen ihren Helden. Auch die gegen ihn gekochten hatten, blickten bewundernd zu Friedrich auf. Die Großen im Reiche und der Kurfürst Goethe, der Schwabe Schiller und der Kurfürst Lessing, haben ihm gebulbt. Das gesamte Deutschland hat seines Geistes einen Hauch verspürt und von diesem Könige, der Französisch sprach und doch der rechte Deutsche war, einen neuen Inhalt seines politischen Lebens erhalten.

Und mit dem Helden war auch schon der starke nationale Staat erschienen. Allerdings, die meisten Deutschen mutete Preußen noch sehr fremdartig an, weil es auf ganz bestimmte Personen und Verhältnisse zugeschnitten war. Aber der große König und sein Reich übten doch schon eine starke Anziehungskraft aus. Die „hohe Verehrung für Friedrich den Einzigen“, so erzählt der Freiherr vom Stein, hatte in ihm den Wunsch erregt, dem Könige zu dienen, sich unter ihm zu bilden. Preußen trat für den Norden Deutschlands an die Stelle, die früher die Hofburg innegehabt. Die Deutschen wandten sich nicht mehr, wie früher öfters geschehen war, nur nach Berlin, „um ihre Fortune zu machen“, sondern aus einem inneren patriotischen Drange, in dem Gefühl, daß dieser Staat allein imstande wäre, der zerfahrenen Nation Hilfe und Zusammenhalt zu gewähren. Als Preußen 1806 fiel, da beweineten die deutschen Patrioten in allen Gauen dies Unglück als „das Ende der deutschen Nation“.

Die großen Reformen und Heerführer, denen Preußen und Deutschland die Auferstehung verdanken, Stein und Hardenberg, Blücher, Scharnhorst und Gneisenau, sind alle außerhalb Preußens gebürtig. Sie haben dem Lande ihrer Wahl mit ehrenfester Treue und Hingabe gedient, aber ihre letzten politischen Gedanken gingen doch über die schwarzweißen Grenzpfeile hinaus. Eine neue Epoche war angebrochen. Was die Hohenzollern früher zur Wehrung ihrer Hausmacht getan, sollten sie nun zum Heile des ganzen deutschen Volkes ausrichten.

Bei der Betrachtung der preussischen Geschichte wird man oft an den Spruch erinnert: „Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott hat alles wohl gemacht.“ Im Preußen niederknien, wurden ihm auf dem Wiener Kongreß die Rheinlande und Westfalen als Entschädigung zugewiesen, die von den alten Stammländern nicht nur geographisch, sondern auch durch ihre geschichtliche Entwicklung, durch Bekenntnis und Wirtschaft geschieden waren. Unser Staat konnte die erworbenen Gebiete nur durch eine umfassende Veränderung seiner inneren Politik wirklich für sich gewinnen. Ein schwerer Entschluß für ein Reich, das, durch große Kriege erschöpft, auch nicht für kurze Zeit nur einen Taler seiner Einkünfte missen konnte.

Aus diesen Veränderungen ist der Deutsche Zollverein hervorgegangen. Gerade die Zerspaltung Preußens bewirkte, daß seine Maßnahmen unbedingt auch das übrige Deutschland berühren mußten. „Wenn es wahr ist“, schrieb der Minister v. Moltke, „daß Zölle nur die Folge politischer Trennungen der Staaten sind, so muß es auch eine Wahrheit sein, daß die Einigung dieser Staaten zu einem Zoll- und Handelsverein auch die Einigung zu ein und demselben politischen System herbeiführt.“ Vor seinem Auge tauchte schon das Bild des vereinigten Deutschen Reiches auf.

Wider ihre Absicht haben die Feinde selbst geholfen, Preußen in den Vordergrund Deutschlands zu bringen. Die Lage ihrer Provinzen zwang die Preußen, zugleich im Westen und Osten Macht zu halten. „Eine schwere Mühsal für den schmalen Leib“, aber sie wurden dadurch die anerkannten Vorkämpfer für Deutschland.

Mit den erhöhten Pflichten wuchsen auch die Kräfte. Der alte Staat hatte bei aller Großartigkeit doch etwas Engherziges gehabt, weil das gesamte bürgerliche Leben einem einzigen Zwecke untergeordnet war. Nun trat die Mannigfaltigkeit der Betätigungen in ihr Recht. Preußen hörte auf, das deutsche Sparta zu sein. Alle Völkchen, die schon der Große Kurfürst und der erste König gehabt hatten, wurden zu fruchtbringenden Taten. Noch inmitten der größten Not sind die Universitäten Berlin und Breslau errichtet worden. An der Stätte, wo einst Voltaire und andere französische Schöngedichter gewollt hatten, kamen die deutschen Dichter und Gelehrten zu Ehren. Die Wissenschaften und die Künste durften sich, von der Gunst der Herrscher gefördert, frei entwickeln. Handel und Gewerbe konnten selbständige Bahnen einschlagen.

Die Tage der Vollendung stiegen herauf. Niemand hatte die Umwandlung Preußens in ein konstitutionelles Reich schmerzlicher beklagt als der Prinz von Preußen, weil damit den Monarchen die Möglichkeit zur persönlichen Einwirkung entzogen würde. Er äußerte 1849 zu einem Vertrauten: „Wie reizend schnell wird alles bei uns umschlagen. In drei bis vier Jahren stehe ich für nichts mehr, wenn nicht Gott Preußens Stern aufrecht erhält.“ Die eigenen Taten dieses Fürsten, der so sorgenvoll in die Zukunft blickte, und die Taten des gewaltigen Staatsmanns an seiner Seite haben die träben Ahnungen glorreich widerlegt. Durch König Wilhelm und Bismarck hat die preussische Krone noch strahlenderen Glanz empfangen; als der „rocher von bronze“ ist sie zum Grund- und Eckstein des neuen Deutschen Reichs geworden. Der erste Deutsche Kaiser aus dem Kaiserthum erinnert in manchen Zügen an seinen Ahnen Friedrich Wilhelm I. Fromme und schlichte Männer, die von ihren eigenen Gaben bescheiden dachten, begabteste Soldaten, denen auch die Ordnung des Details Freude machte, treffliche Organisatoren dank dem angeborenen Verständnis für die praktische Seite der Dinge. Bis in sein reifes Mannesalter hatte der Prinz sich ausschließlich dem Heereswesen gewidmet; ihm gebührt der Ruhm, den Anstoß zu den Reformen gegeben zu haben, die dem deutschen Schwerte noch größere Macht und Schärfe verliehen haben. Zu einer Zeit, wo schon feststand, daß die Krone dereinst ihm zuteil werden sollte, war er mit der Verwaltungsorganisation des preussischen Staats nicht eingehend vertraut. Aber mit rastlosem Fleiß arbeitete er sich auch in solche Materien gründlich ein, die seiner Geistesrichtung fern lagen. Erst wenn der Monarch die Vorschläge der Minister sich durch selbständige Prüfung zu eigen gemacht hatte, gab er den Befehl zur Ausführung. Seine Gewissenhaftigkeit, die niemals zur Kleinlichkeit wurde, befähigte ihn, sein erlautes Amt im Geiste der großen Vorfahren zu versehen. So wurde König Wilhelm, von genialeren Ratgebern



Zum 57. Geburtstag unserer Kaiserin am 22. Oktober 1915: Kaiserin Auguste Viktoria.
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Robert F. R. Scholtz.



Vom Besuch des Kaisers in den Vogesen: Der Kaiser auf dem Paradesfeld. (Phot. R. Semede.)

umgeben, doch der wahre Pol der Regierung. Er war der Herrscher, dessen Preußen, dessen Deutschland bedurfte, um uralter Zwietracht ein Ende zu machen und die heiligen Wünsche der Nation zu erfüllen. Niemals ist ein Herrscher von dem ganzen Volke wärmer geliebt worden.

Im Frankfurter Parlamente war die Forderung laut geworden: „Preußen muß in Deutschland aufgehen; erst dann hat der preussische König ein Anrecht auf die deutsche Krone.“ Waren denn nicht Brandenburg und Preußen deutsche Kolonien, Horie des deutschen Geistes? Trugen nicht die Söhne anderer Stämme unter dem Jopter der Hohenrollern mit Stolz den Preußen-Namen? Welche Zustimmung an den Staat des großen Königs, an das Reich, das in den Freiheitskriegen den Vortritt führte, seinen Besitz und seine Eigenart aufzugeben! Im innigsten Einverständnis mit seinem königlichen Herrn erklärte Bismarck, als die Stunde der Entscheidung nahte: „Die Interessen und Bedürfnisse des preussischen Volkes sind wesentlich und identisch mit denen des deutschen Volkes.“ Als Führer des gesamten deutschen Heeres ist König Wilhelm nach Frankfurt gezogen. Auf den einstimmigen Antrag aller deutschen Fürsten hat der siegreiche Herrscher im Versailler Schlosse die deutsche Kaiserkrone angenommen. Auf dem Boden des Bestehenden ist die Einheit des neuen Reichs begründet. Der Partikularismus, der so lange die Kräfte der Nation gelähmt hatte, ist freiwillig in den Dienst des gemeinsamen Reichs getreten. In edlem Wettstreit mühen sich alle deutschen Staaten, das Wohl des einzigen Vaterlandes zu fördern.

Mögen unsere Feinde mit frecher Heuchelei noch so laut verkünden, sie wollten Deutschland von dem preussischen Joch erlösen. Jede Stunde des schweren Kriegs, den sie heraufbeschworen haben, gibt freudiges Zeugnis, daß die Deutschen in einer Einmütigkeit zusammenstehen, wie die Welt noch nie gesehen hat. Die Gedenkfeier des Tages, an dem vor fünfshundert Jahren die Kurfürsten dem ersten hohenzollernschen Kurfürsten gebuldet haben, ist nicht nur ein Fest für die Brandenburger und die Preußen. In ganz Deutschland, vom Fels zum Meer, ertlingt der einhellige Ruf: „Sie gut Jollre alle Wege!“ Alle Deutschen wissen, daß sie für ihre heiligsten Güter im gerechten Kampfe streiten, und leben des festen Vertrauens, daß unser Vaterland, wie einst in den schweren Tagen des Siebenjährigen Kriegs und der Freiheitskämpfe, auch aus diesen Anfechtungen in Herrlichkeit hervorgehen wird. Mit dem frommen Sängen prechen wir gläubigen Herzens: „Mag die Erde zusammenfüren und die Berge im Weltmeer zusammenfüren, mögen keine Waffer tosen und schäumen, der Herr der Heerscharen ist mit uns, eine feste Burg ist unser Gott.“

Kriegschronik.

1. Oktober. (Fortsetzung von der 2. Umschlagseite.)

Bei Novo-Melissine scheiterte ein russischer Angriffsversuch unter dem österreichisch-ungarischen Artilleriefeuer schon in der Vorbereitung. Am Rormin-Bach gewannen die Verbündeten erneut Raum. Russische Gegenangriffe wurden abgewiesen. Fünf österreichisch-ungarische Eskadronen nahmen bei einem solchen Vorstoß des Feindes 2 Offiziere und 400 Mann gefangen und erbeuteten 1 Maschinengewehr. In den letzten zwei Gefechtstagen fielen in diesem Raum 10 Offiziere und 2400 Mann des Feindes in Gefangenschaft.

Gestern früh griffen die Italiener den Metzli Brh und

Französische Angriffe südwestlich Angres, östlich Souchez, sowie nördlich Neuville wurden abgeschlagen.

Die Anzahl der Gefangenen, die unsere Truppen in diesem englisch-französischen Angriffsabschnitt bisher machten, ist auf 106 Offiziere, 3642 Mann gestiegen, die Beute an Maschinengewehren beträgt 26.

In der Champagne griffen die Franzosen mittags östlich Auberville in breiter Front an. Der Angriff mißglückte, nur an einer Stelle drang der Feind in unsere Stellung ein. Badische Leibgrenadiere gingen zum Gegenangriff vor und nahmen einen Offizier, 70 Mann gefangen. Der Rest des eingedrungenen Feindes fiel.

Französische Angriffe nördlich Le Mesnil und nordwestlich Ville-sur-Tourbe wurden abgewiesen.

Die Gesamtzahl der Gefangenen und der Beute aus den Kämpfen nördlich von Arras und in der Champagne erreichte gestern die Höhe von 211 Offizieren, 10721 Mann, 35 Maschinengewehren.

Nördlich von Postawo sind Kavalleriegefechte im Gange. Südlich des Marocz-Sees, bei Szinagla und östlich von Wilschnew wurden russische Vorstöße abgewiesen. Unsere Truppen haben gestern bei Smorgon 3 Offiziere, 1100 Mann zu Gefangenen gemacht und 3 Maschinengewehre erbeutet.

Die feindlichen Stellungen bei Czernysc (am Rormin) wurden von unseren Truppen erstürmt. Der Feind wurde nach Norden geworfen. Er ließ 1300 Gefangene in unserer Hand. An anderen Stellen der Front wurden weitere 1100 Gefangene gemacht.

Bei der Armee des Generals Grafen Bothmer hatten die Russen in der Nacht vom 29. zum 30. September einen Durchbruchversuch westlich Tarnopol unternommen. Der Versuch scheiterte vollkommen unter sehr erheblichen Verlusten für den Gegner.

Im Cristallogebiet wurde abends ein Angriff einer Alpiniabteilung auf dem Sattel zwischen Kauchkofel und Schönleitenwand kurz abgewiesen. Ein gleiches Schicksal fanden an der Kärntner Front wiederholte Angriffe gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen auf dem Malurich und westlich des Bombach-Grabens (nördlich Pontafel). Ein Angriff der Italiener gegen den Tolmeiner Brückentopf brach im Feuer zusammen.

An der Save-Front nächst der Kolubaramündung beschossen österreichisch-ungarische Batterien mit Erfolg die serbischen Uferstellungen. Östlich von Trebinje unternahmen die t. u. t. Truppen eine Streifung auf montenegrinisches Gebiet, überfielen die feindlichen Vorposten und vernichteten einige Magazine.

3. Oktober 1915.

Feindliche Monitore richteten nachmittags ein wirkungsloses Feuer auf die Gegend von Westende-Bad. Übermalige



General der Artillerie v. Kirchbach, der Kommandierende General des Reservekorps, das bei der neuen großen Offensive der Franzosen in der Champagne dem schweren Wintur der vierfach überlegenen Gegner in heldenmütigem Widerstand ein jähes Halt geboten hat. (Phot. Oskar Bohr, Dresden.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Die Südwesthänge dieses Berges mit starken Kräften dreimal vergebens an. Dabei erlitten sie sehr schwere Verluste. Angriffsversuche gegen einzelne Punkte des Tolmeiner Brückentopfes wurden ebenfalls wie immer abgewiesen.

2. Oktober 1915.

Die Engländer versuchten heute nacht, das ihnen in den Kämpfen der letzten Tage wiederabgenommene Gelände nördlich von Loos im Gegenangriff zurückzuerobern. Der Versuch scheiterte unter schweren blutigen Verlusten für den Feind.



Vom Kriegsschauplatz in Westflandern: Erstürmung englischer Stellungen bei Ypern. Nach einem Gemälde des Kriegsmalers Wilhelm Schreier.

Verluste der Engländer, während der Nacht nördlich von Voos verlorenes Gelände wiederzugewinnen, mißglückten vollständig unter schweren Verlusten. Nach stellenweise erbittertem Nahkampf gab der Feind hier seine Angriffe auf. Südlich von Souchez mißlang ein französischer Vorstoß trotz Einfuges einer erheblichen Menge von Gasgranaten. Ein feindlicher Angriffsvorstoß aus Neuville heraus gegen die Höhenstellungen östlich wurde unter starken Verlusten für den Feind abgefochten. Im nächsten, dem Angriff folgenden Sandgranatenkampf ging uns ein 40 m langes Grabenstück verloren.

Die Franzosen haben gestern die Infanterieangriffe in der Champagne nicht wiederholt. Das feindliche Artilleriefeuer hielt in wechselnder Stärke an. Nördlich von Le Mesnil wurde der Feind aus einem gegen unsere Stellungen vorwärtigen Graben herausgeworfen, wobei er erhebliche Einbußen auch an Gefangenen hatte. Im Sandgranatenkampf um die Stellung nordwestlich von Viller-sur-Tourbe behielten wir die Oberhand. In der Gegend von Rethel wurde das französische Luftschiff „Mace“ zur Landung gezwungen; die Besatzung wurde gefangen genommen.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz wurde in den Kavalleriekämpfen südlich von Rossignol der Feind über die Mjadschista zurückgeworfen. Nach der Niederlage bei Ezernetz und dem Scheitern aller russischen Angriffe gegen die Front nördlich dieses Ortes haben die Russen das westliche Kornin-Wer bis auf kleine Postierungen an einzelnen Übergängen preisgegeben. Die Zahl der von den deutschen Truppen gemachten Gefangenen hat sich auf 2400 erhöht.

Am 2. Oktober sind zwei englische Monitore von La Panne durch Bombenwürfe unserer Wasserflugzeuge beschädigt worden.

Gestern vor Tagesanbruch gruppieren sich die Italiener zu einem großen Angriff auf den Nordwestabschnitt der Hochfläche von Dobrobo. Die österreichisch-ungarische Artillerie überfiel die Angriffstruppen mit Feuer und zersprengte sie größtenteils. Dieser Vorstoß und ein ähnlicher gegen Mittag angeführter Angriff wurden abgewiesen. Ebenso scheiterten Versuche des Gegners, östlich von Redipaglia vorzugehen.

Die Oberste Heeresleitung gibt einen Befehl des französischen Generals Joffre bekannt, aus dem hervorgeht, daß die am 25. September begonnene französisch-englische Offensive als großer Durchbruch geplant war. Der Zweck des Angriffs war, die Deutschen aus Frankreich zu vertreiben, das Ergebnis dagegen, daß die deutschen Truppen auf der etwa 480 km langen Front an einer Stelle in 23 km, an einer anderen, und an dieser nicht durch die soldatischen Leistungen des englischen Angreifers, sondern durch gelungene Überraschung mit einem Gasangriff, in 12 km Breite aus der vordersten Linie ihres Verteidigungssystems in die zweite, die nicht die letzte ist, gedrückt wurden.

Kriegsbilder-Ausstellung der „Illustrierten Zeitung“ in Brüssel.

Um einen geschlossenen Überblick darüber zu geben, in welchen Ereignissen sich die deutsche Künstlerkraft mit den großen Ereignissen des Weltkrieges abgefunden hat, beschloß der Verlag der Leipziger „Illustrierten Zeitung“, eine

Ausstellung von Kriegsbildern ins Leben zu rufen, die in den einzelnen Kriegsziffern der „Illustrierten Zeitung“ wiedergegeben sind. Die Ausstellung wurde zuerst in Berlin gezeigt und schloß dort mit einem bedeutenden Erfolg ab. In manchen Tagen war sie von nicht weniger als 3000 Personen besucht. Als der Verlag der „Illustrierten Zeitung“ nun auch mit dem Gedanken umging, den deutschen Offizieren und Mannschaften in Feindesland zu zeigen, wie sehr die deutschen Künstler durch die gewaltigen Taten des deutschen Soldaten zu künstlerischem

zu haben, in einem geschlossenen künstlerischen Rahmen auch das zu sehen, was die Kameraden auf den anderen Kriegsschauplätzen im Osten, an den Dardanellen und auf der hohen See geleistet haben. Manches mochte es auch gereizt haben, in der Ausstellung zu erkennen, wie sich die Künstlerkraft zusammenfügt, die für die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ gearbeitet hat und noch arbeitet. Auch die technisch-künstlerische Eigenart der Originale, die eigens für die Wiedergabe in einer großen illustrierten Zeitung hergestellt wurden, wird bei einem großen Teil der Besucher besondere Beachtung gefunden haben. Schließlich werden sich auch viele gefast haben, daß trotz der hervorragenden Entwicklung der Reproduktionstechnik so manche Feinheit und Eigentümlichkeit des Künstlers bei der Wiedergabe verlorengehen kann, und daß es eine Art von sensationellem Reiz hat, den Künstler aus seinen Originalen zu sich sprechen zu lassen. Die Ausstellung hat allmählich den Umfang von 500 Originalen angenommen. Offiziere und Mannschaften haben sich in den Ausstellungsräumen des Soldatenheims oft stundenlang aufgehalten und hierbei nicht nur für die Leistungen der ersten deutschen Künstler Interesse gezeigt, sondern sich auch für die Schöpfungen von Kriegsteilnehmern erwärmt, die als junge Talente im Felde sozusagen erst unter der Wucht der gewaltigen Ereignisse ihre Künstlerkraft entdeckt haben. Die Begeisterung erreichte ihren Höhepunkt oft dadurch, daß die Soldaten sowohl Drückfeiern wie militärische Umstände naturgetreu dargestellt wiederfinden; mitunter lag sich auch der eine oder andere lebenswahr porträtiert.

Zu dem Besuch der Ausstellung hat nicht wenig beigetragen, daß das Generalgouvernement gerade das Soldatenheim zur Verfügung gestellt hat, denn dort ist gewissermaßen das große allgemeine deutsche „Militärforum“, wo jeder nicht nur seine Bequemlichkeit findet, sondern auch gegen billiges Geld eine vorzügliche Verpflegung erhält. Das mußte natürlich auf den Besuch der Ausstellung wesentlich wirken, ganz abgesehen davon, daß an manchen Tagen die Soldaten, die aus der Front zu Besuch kamen, kompromittiert in die Ausstellung geführt wurden. Schließlich mag die Ausstellung noch eine nicht zu unterschätzende Nebenwirkung gehabt haben: Wenn auch wenig Belgier aus naheliegenden Gründen die Ausstellung besucht haben mögen, so wird sie doch auch in diesen Kreisen vielleicht dazu beigetragen haben, dem oft unwahrscheinlichen Künstlertum der französischen und englischen Illustratoren ein wirksames Gegengewicht zu bieten, und das nicht nur bei militärischer, sondern auch bei künstlerischer Betrachtung. —

Schaffen angeregt wurden, da brachte das Generalgouvernement von Belgien, insbesondere seine Excellenz Freiherr v. Bissling, dem Ausstellungsgedanken liebenswürdige Aufmerksamkeit entgegen. Das Generalgouvernement entschloß sich schließlich, die Ausstellung unter seinen Schutz zu nehmen und sie im Soldatenheim in Brüssel, das sich entsprechend seiner eigentlichen Aufgabe als Künstlerhaus hervorragend für Ausstellungszwecke eignet, zu zeigen. Schon bei ihrem Aufbau wurde die Ausstellung von 4000 Soldaten besucht, und dann kam der tägliche Besuch meistens über 2000 Personen hinaus. Offiziere wie Mannschaften freuten sich darüber, Gelegenheit

Die Rolle Griechenlands im Weltkrieg.

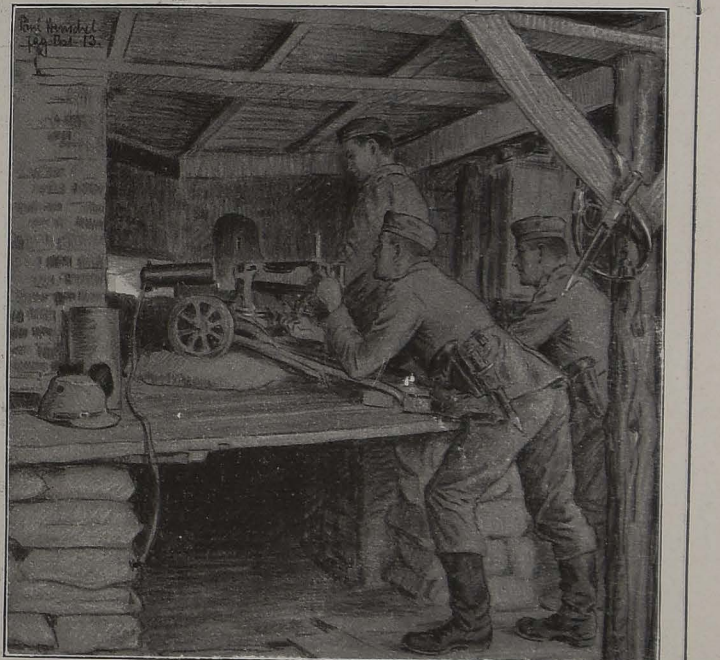
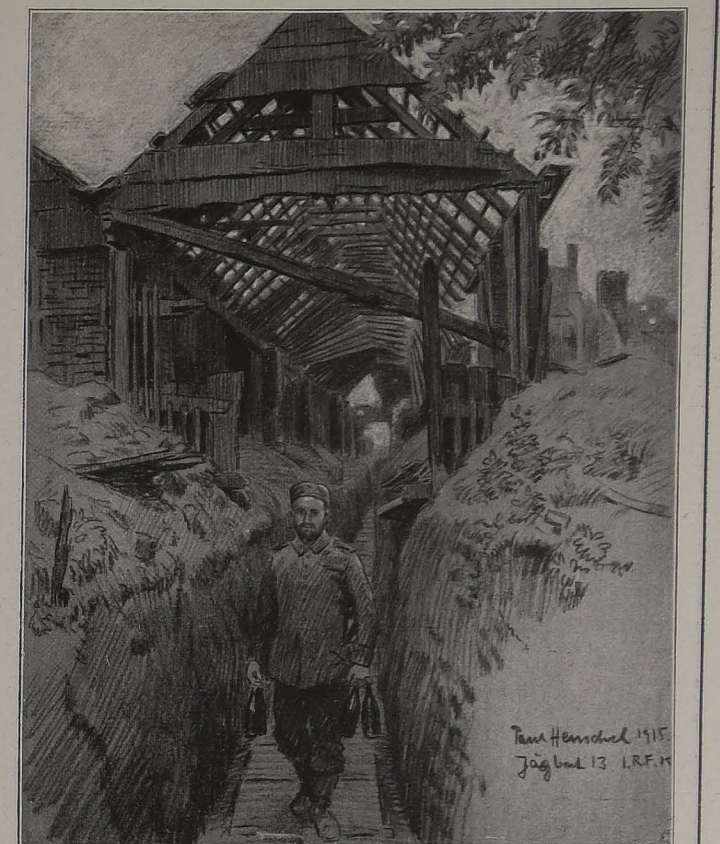
Von Professor Dr. Walter Kolbe, Rostock i. M.
Raum zwei Jahrzehnte sind vergangen, seit die Griechen im Türkenkriege auf den thessalischen Schlachtfeldern Niederlage auf Niederlage erlitten. Es war eine furchtbare Prüfung, durch die das jugendliche, noch unentwickelte Volk hindurchgehen mußte, ehe es sich selber fand. Aber jene Tage der Enghirgung blieben nicht ohne Frucht. Fühltenhaus und Volk arbeiteten mit hellem Ernst an der Wiederaufrichtung des Staates und an der Heilung der Schäden, die in den Zeiten der Not



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Straßenbild aus Laon.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Karl Lohé.

Schaffen angeregt wurden, da brachte das Generalgouvernement von Belgien, insbesondere seine Excellenz Freiherr v. Bissling, dem Ausstellungsgedanken liebenswürdige Aufmerksamkeit entgegen. Das Generalgouvernement entschloß sich schließlich, die Ausstellung unter seinen Schutz zu nehmen und sie im Soldatenheim in Brüssel, das sich entsprechend seiner eigentlichen Aufgabe als Künstlerhaus hervorragend für Ausstellungszwecke eignet, zu zeigen. Schon bei ihrem Aufbau wurde die Ausstellung von 4000 Soldaten besucht, und dann kam der tägliche Besuch meistens über 2000 Personen hinaus. Offiziere wie Mannschaften freuten sich darüber, Gelegenheit



Vom Kriegsschauplatz in Flandern: In den Stellungen der Dresdner Jäger. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Paul Henschel.

Oben links: Barrikade aus Fässern und Sandläden und Postennetze.



Oben rechts: Verbindungsgraben (ehemalige englische Stellung).

Mitte links: Beobachtungsposten am Spiegel.

Mitte rechts: Erbeutetes russisches Maschinengewehr in Stellung.

Unten: Schützengraben in einer Spinneerei.

so grell in die Erscheinung getreten waren. Das Land erlebte eine innere Wiedergeburt, die man der Neuschöpfung des Osmanenreiches nach dem Unglück des ersten Balkankrieges vergleichen kann. Wer in den letzten zwanzig Jahren in Athen weilte und mit dem Volksleben enger Fühlung gewann, konnte sich dem starken Eindruck nicht verschließen, daß hier ein edles, reichbegabtes Volk an seiner Verinnerlichung und Kräftigung arbeitete. Vor allem war die Armee der Gegenwart lebhaftester Zülfürge. Kronprinz Konstantin, der jetzige König, stellte sich selbst als Höchstkommandierender der Streitkräfte zu Lande in den Dienst seines Staates, und die reichen Erfahrungen, die er bei der preussischen Garde hatte sammeln dürfen, kamen nun dem griechischen Heere zugute. Es ist in der Hauptfrage sein Verdienst, wenn es die kriegerischen Aufgaben, die seiner warteten, zu lösen imstande war.

Und die Stunde der Prüfung kam schneller, als selbst die freudigsten Optimisten zu hoffen gewagt. Es war das Glück des griechischen Staates, daß seine Entwicklungstendenzen sich damals mit der politischen Richtung der anderen Balkanvölker deckten. Unter russischer Führung kam der Balkanbund zustande. Nach den Absichten seiner Begründer hatte er wohl in erster Linie seine Front gegen Österreich-Ungarn wenden sollen. Aber in dem Wunsche, die schwere Bedrängnis der Türkei, die — mitten in einer inneren Umwandlung begriffen — von Italien angegriffen war, auszunützen, erklärten die Bundesgenossen der Pforte den Krieg. So begann im Herbst 1912 der Entscheidungskampf mit der Türkei, der für die nationale Gesundung und militärische Erstarkung Griechenlands eine Notwendigkeit war. Durch eigene Tüchtigkeit errang es jetzt endlich den Besitz von Kreta, gewann es das südliche Epirus, drang es nach Osten über den Wardar vor. Allein der Sieg über den gemeinsamen Gegner führte neue Gefahren herauf, da die Verbündeten über die Teilung der Beute in Streit gerieten. Griechenland ließ sich lediglich von seinen nationalen Interessen leiten. Deshalb mußte es jetzt mit Bulgarien feindlich zusammenstoßen, dessen unmittelbarer Nachbar es durch die großen Eroberungen geworden war. Beide Mächte glaubten einen Anspruch auf Mazedonien zu haben, die Griechen auf Grund der geschichtlichen Überlieferung, die Bulgaren kraft des Grundgesetzes, daß die staatlichen Grenzen mit den nationalen zusammenfallen sollen. Eine Auseinandersetzung mit Bulgarien war daher über kurz oder lang unvermeidlich: es war die zweite Etappe, die Griechenland zu durchlaufen hatte, um zu einer Balkan-Großmacht zu werden. Das aber war sein lehnlichster Wunsch, und so schloß es sich mit Serbien zum Bunde gegen Bulgarien zusammen. Dank der Gunst der Stunde konnte der inzwischen König gewordene Konstantin seinem Staate im zweiten Balkankriege einen Teil von Mazedonien einverleiben. Es waren hauptsächlich die Gebiete, die einst zur Zeit König Philipps II., des Siegers von Chateaufort, die mazedonischen Stammländer gebildet hatten; die große Masse der angegliederten Länder, die heute auch mit dem Namen Mazedonien bezeichnet werden und fast ausschließlich von Bulgaren bewohnt sind, fielen im Bulgarisch-Serbischen Frieden an Serbien. Mit reichem Gewinn ging Griechenland aus dem Kampfe hervor. Es war an Macht und Ansehen gewaltig gewachsen. Der glänzende Aufstieg des Staates ist aufs engste mit dem Namen des königlichen Mannes verknüpft, der heute den Thron ziert. Mit imponierender Ruhe und zielstrebiger Konsequenz hatte er die Rechte seines Landes gegen jeden Anspruch durchzusetzen gewußt. Besonders hart wird es ihm angekommen sein, die Waffen mit König Ferdinand zu kreuzen, dessen Türkenzüge ihm die eigene Aufgabe so erleichtert hatten. Seinem vornehmen Sinn widerstand es, den Bundesgenossen von gestern anzugreifen. Aber der Entschluß wurde ihm durch die Einsicht aufgezwungen, daß die Auseinandersetzung mit Bulgarien ein Gebot der Notwendigkeit



Generaloberst v. Kluck,

der verdiente, auf dem weltlichen Kriegsschauplatz verwundete Kriegerführer, der am 13. Oktober sein schicksalreiches Militärentschicksal teilen konnte. Der Kaiser ließ ihm zu seinem Ehrenstag ein halbdolles Telegramm und ein von Max Fied in Öl gemaltes Kaiserbild zugehen. Nach der neuesten Aufnahme des Photographen R. Dührkoop in Berlin vom 11. Oktober 1915.



Der Generalgouverneur von Belgien, General der Kavallerie Freiherr v. Bissing, bei der Besichtigung der Ausstellung. (Phot. Samson & Cie., Brüssel.)

Von der Ausstellung der Kriegsbilder-Originals der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ im Deutschen Soldatenheim zu Brüssel.

Verteidigungsmaßregel handele, damit Griechenland jederzeit in der Lage sei, die Unverletzbarkeit seines Gebietes mit den Waffen zu verteidigen. In diesem Sinne hat auch König Konstantin die Mobilmachung gutgeheißen, obwohl Bulgarien in Athen zu verstehen gegeben hatte, daß der Kampf sich nur gegen Serbien richten solle. König Konstantin will die Errungenschaften des letzten Balkankrieges nicht preisgeben, andererseits ist es aber sein Wunsch, das Land vor neuen blutigen Opfern zu bewahren. Es schien, als ob zwischen dem König und dem verantwortlichen Leiter der Politik volles Einvernehmen herrschte. Allein nur zu bald zeigte sich, daß Venizelos noch immer die alten Absichten verfolgte. Die Lage hatte sich inzwischen dadurch zugespitzt, daß die Vierverbandsmächte den Entschluß gefaßt hatten, dem bedrohten Serbien mit bewaffneter Macht zu Hilfe zu kommen, und daß die griechische Regierung von ihrer Absicht, Truppen in Saloniki zu landen, unterrichtet. Es war der

sei. Nur durch sie konnten die Grundlagen für eine spätere Verständigung gelegt werden. Jetzt bestehen keine unüberbrückbaren Gegensätze mehr zwischen Griechenland und Bulgarien. Gewiß, hüben und drüben sind noch Wünsche vorhanden, die ihrer Befriedigung harren; aber wenn nicht alle Zeichen trügen, werden sie sich auf diplomatischem Wege in Einklang bringen lassen. Der Tag ist vielleicht nicht fern, wo beide Staaten in ein vertrauensvolles, näheres Verhältnis zueinander treten, wie es in den letzten Wochen zwischen Bulgarien und der Türkei zustande gekommen ist.

Heute steht Griechenland wieder vor einer wichtigen Entscheidung, der folgeschwersten vielleicht, die es je zu treffen hatte. Der Weltkrieg hat auch den Balkan in seine Kreise gezogen, und mit ehernen Schlägen pocht das Schicksal an die Pforten des Landes. Bulgarien hat im Vertrauen auf den Sieg der Zentralmächte den Mut gefunden, die Mobilmachung auszusprechen. König Ferdinand will die Gelegenheit, wo Serbien in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt ist, nicht vorbegehen lassen, ohne seinem Staate die Gebiete zu erobern, auf die er 1913 hat verzichten müssen. Jetzt aber nie ist der Augenblick, wo die bulgarische Nation die Volksgenossen befreien kann, die im westlichen Mazedonien noch unter dem serbischen Joch seufzen. Durch Bulgariens Mobilmachung ist der Stein ins Rollen gekommen. Soll auch Griechenland in die große europäische Politik hinübergreifen? Soll es seine Neutralität aufgeben und an dem blutigen Völkerringen teilnehmen?

Zwei Parteien standen und stehen sich im Lande gegenüber: die Neutralisten und die Venizelisten, die sich um den früheren Ministerpräsidenten Venizelos scharen. Venizelos ist ein überzeugter Freund Englands. Er glaubt fest an den Sieg des Vierverbands, und deshalb hatte er schon im Anfang des Jahres die Truppen Griechenlands mit fliegenden Fahnen ins Lager der Dardanellenstürmer führen wollen. Damals mußte er dem Willen seines Königs weichen, der für eine kriegerische Abenteuerpolitik nicht zu haben war. Aber die Kammerwahlen führten ihn wieder zur Macht, und jetzt, wo die Verhältnisse sich durch den drohenden bulgarischen Angriff auf Serbien von Grund aus verändert haben, hielt er den Augenblick für gekommen, um — wenn auch unter vorsichtigeren Formen — das alte Spiel wieder aufzunehmen. So beantwortete er die Mobilmachung Bulgariens mit der Einberufung der griechischen Kesseler. Dem Könige erklärte er, daß es sich nur um eine Vorsichts- und



Ansicht von Ture in der Champagne, wo die Franzosen wiederholt vergebliche Anstrengungen machten, unsere Front zu durchbrechen.



Ansicht über die Ruinen einer vollständig zusammengefallenen Straße in Ture.

flagranteste Völkerrrechtsbruch, der sich denken läßt; denn Griechenland hatte in aller Form seine Neutralität erklärt. Die im August 1914 vom Deutschen Reich in Brüssel erhabene Forderung, Belgien möge den Truppendurchmarsch gestatten, läßt sich nicht auf eine Linie mit jener Zustimmung stellen. Denn für das Reich handelte es sich um sein oder Nichtsein; die Existenz Englands und Frankreichs dagegen wäre nicht bedroht gewesen, auch wenn die Landung unterblieben. Griechenland hätte daher wahrlich Grund gehabt, sich über die brutale, durch kein Gebot der Notwendigkeit gerechtfertigte Verletzung seiner Rechte in leidenschaftlicher Empörung zu beklagen. Statt dessen sprach Venizelos in einem lauen Protest aus, daß „vor der Verwirklichung des Casus foederis durch das Vorgehen der Ententemächte kein Nachteil



Worte ist so viel wahr, daß die politischen Zustände Griechenlands in dieser Krisis eine tiefgreifende Wandlung erfahren. Bisher hatten stets reine Parteiministerien die Geschäfte geführt. Jetzt traten zum erstenmal Vertreter der verschiedensten Richtungen zusammen, um ein Ministerium der Sammlung zu bilden. Neben dem aristokratischen konservativen Theotokis finden wir seinen langjährigen Gegner Kallis, Dragumis steht neben Jannis, der 1897 den Frieden mit den Türken unterzeichnet hat. Es ist ein Ministerium von ehemaligen Ministerpräsidenten, die sich in der Vergangenheit so manches Mal befehdet haben.

Welche Richtung die griechische Politik einschlagen wird — man müßte ein Prophet sein, um es mit Sicherheit vorherzusagen. Der König hat sich nach offizieller Meldung dahin ausgesprochen, daß er einen Krieg zur

Massentransport in den Kämpfen bei Arras gefangenengenommener Franzosen und Engländer durch Vile. Die Franzosen tragen ihre neue feldgraue Uniform mit dem neuen Stahlhelm.

für die griechische Neutralität erwachen dürfte. Es war klar, daß er den Tag herbeisehnte, wo er unter Berufung auf den Bündnisvertrag mit Serbien an die Seite Englands und Frankreichs treten konnte. In den Geist dieses rein formellen Protestes glaubte niemand. London und Paris jubelten; solange Venizelos die Politik leitete, durfte man das Königreich der Hellenen als geheime Bundesgenossen betrachten.

Aber der Jubel war verfrüht. In der griechischen Kammer fand die Erklärung des Ministerpräsidenten den lebhaftesten Widerspruch. Einmütig erhoben Theotokis und Kallis, Dragumis und Sunaris, Männer, die seit Jahrzehnten als Parteiführer und Ministerpräsidenten das Vertrauen ihrer Volksgenossen besaßen, ihre Stimme, um vor der Fortsetzung einer Politik zu warnen, die am Rande des Abgrundes dahinführte. Der Sinn ihrer Reden war, daß aus Griechenland kein zweites Belgien werden dürfe. In dieser denkwürdigen Sitzung, in der die Kammer auf der Höhe ihrer Aufgabe stand, zeigte sich, daß Venizelos die besten Männer der Nation zu Gegnern hatte. Da griff König Konstantin von neuem ein. Zum zweitenmal vorabstiebele er den Ministerpräsidenten. In ohnmächtiger Wut schrieen daraufhin die „Times“, daß der Name „konstitutionelle Monarchie“ in Athen bald ein leerer Klang sein würde. In diesem



Gefangene Indier auf der Zitadelle in Vile beim Betrachten einer photographischen Platte mit der Aufnahme von Kämpfen, an denen sie selbst teilgenommen haben; links ein Marokkaner.



Eine Gruppe Gefangener verschiedener Nationalität auf der Zitadelle in Vile; links ein Franzose mit dem neuen Stahlhelm, in der Mitte ein Schotte, rechts ein Türke.

Von der neuen großen Offensive der Franzosen und Engländer auf dem westlichen Kriegsschauplatz.



Unsere Feldgrauen beim Betrachten der Bilder. (Photothel.)

Verteidigung Dritter für einen verhängnisvollen Fehler halten würde. Daraus ist zu schließen, daß der griechisch-ferbische Vertrag, der von der Belgrader Regierung längst übertraten ist, in Zukunft auch für Griechenland keine Rolle mehr spielen wird. Mit Sicherheit kann man nur das eine sagen: für die letzte Entscheidung werden keine sentimentalischen Rücksichten maßgebend sein, sondern einzig und allein kühle Berechnung und vernünftige Abwägung der realen Faktoren. Theotokis hat es in seiner Kammerrede schon ausgesprochen, daß es für Griechenland nur ein Gezieltes des Handelns gebe: die Interessen des Landes. Auch für die hellenische Politik muß der „sacro egoismo“ ausschlaggebend sein. Da zeigt sich aber sofort, daß Griechenland nicht mit dem Vierverband gehen kann. Denn wenn Frankreich auch der traditionelle Freund des Königreiches ist, von Rußland und Italien ist es durch wichtige Interessen-gegenstände getrennt, und von England hat es außer dem Gefühl der sieben Jonischen Inseln nie Gutes erfahren. Die Hoffnung der Russen ist der Besitz von Konstantinopel und die Russifizierung der orthodoxen Kirche. Das sind Pläne, deren Verwirklichung kein ehrlicher griechischer Patriot wünschen kann. Ein russisches Konstantinopel ist für den Nationalstolz des Hellenen unerträglich, und die Enthronung des östlichen Patriarchen zugunsten des Jaren aller Reuegen würde der griechischen Kirche den Todesstoß versetzen. Noch schärfer sind die Gegensätze gegen Italien. Der alte Kampf, der Jahrtausende gerührt, lebt wieder auf, seit das Königreich Savoyen sich ansieht, im Adriatischen und im Ägäischen Meere imperialistische Politik zu treiben. Die Italiener beanspruchen Nord-Epirus — sie selbst nennen es Südbalkanien — sie halten seit dem Tripolistkrieg die Dodekanesos besetzt und verlangen große Teile von Klein-Asien für ihre Teilnahme auf Seiten der Entente. Unter solchen Umständen würde Griechenland politischen Selbstmord begehen, wenn es zum Siege des Vierverbandes beitrüge. Sollte es etwa bei der Verteilung der Beute auf die Ehrlichkeit des englischen Mäglers rechnen? Es wäre eitle Hoffnung. Denn sehr mit Recht erinnerte Theotokis daran, daß die nun fast hundertjährige Geschichte des Königreiches nichts anderes ist als eine ununterbrochene Kette von Mißhandlungen von Seiten Englands. Kein, wenn Griechenland seine nächsten Ziele, den Besitz der Dodekanesos und von Nord-Epirus, erreichen will, dann muß es sich vom Vierverband fernhalten. Daß der König nicht gelassen ist, um fremder Interessen willen gegen Deutschland und Österreich-Ungarn Stellung zu nehmen und das Gesicht seines Landes auf Geheiß und Verderb an England und dessen Verbündete zu knüpfen, hat er durch die Entlassung von Venizelos bewiesen. Aber ob es ihm gelingen wird, seinen Weg bis zu Ende zu gehen — wer wollte es heute sagen? Man darf die Augen



Der neue griechische Ministerpräsident Zaimis.

neue Ministerium alles tun, was in seinen Kräften steht, um einen Konflikt mit einer der beiden Kriegsparteien zu vermeiden. Deshalb ist die Innehaltung einer „bewaffneten Neutralität“ als das Wahrscheinlichste anzusehen.

Nur so wird Griechenland die Politik treiben können, zu der sich König Konstantin jüngst bekannte: „Nichts für Deutschland, nichts für England, nichts für Frankreich, sondern alles für Griechenland.“

Die Haltung der griechischen Regierung ist bisher nicht von gefühlsmäßiger Deutschfreundlichkeit bestimmt worden und wird es auch in Zukunft — darüber wollen wir uns keiner Täuschung hingeben — nicht sein. Und doch werden die Zentralmächte aus der Beibehaltung der Neutralität des Königreiches Nutzen ziehen, selbst wenn es sich bewahrheiten sollte, daß sie mit dem größten Wohlwollen für die Mächte des Vierverbandes gehandelt wird. Das Beispiel Griechenlands wird nicht ohne Wirkung auf Rumänien bleiben. Die Kriegsbegeisterung bei einem Teil der bulgarischen Bevölkerung, die durch unsere Siege auf russischem Boden schon merktlich abgeklungen ist, wird jetzt völlig ernüchtert werden, und an die Stelle der leidenschaftlichen Parteinahme für die Verfechter von „Freiheit und Kultur“ wird auch hier verstandesmäßige Berechnung der Kräfteverhältnisse treten. Es ist daher nicht mehr zu bezweifeln, daß die Genanten des bulgarischen Vertrages Bulgarien in den Arm fallen werden, wenn es sich anseht, das Unrecht seiner Vergewaltigung zu sühnen. Es wird freien Spielraum zur Durchführung seines Angriffs gegen Weizen behalten und hat alle Aussicht, in kürzester Zeit seine nationalen Wünsche erfüllt zu sehen. Damit wird aber zugleich ein ungeheurer Vorteil für Deutschland und Österreich gesichert: ist erst einmal mit Bulgariens Hilfe die Brücke von Berlin nach Konstantinopel geschlagen, so kann der Krieg in ein neues Stadium seiner Entwicklung eintreten und das Schwerkrieg der militärischen Operationen auf asiatischen Boden verlegt werden, wo Englands Weltstellung tödlich getroffen werden kann.

Und Griechenland selbst? Es ist nicht in der beispiellosen glücklichen Lage von Bulgarien, das durch die aktive Teilnahme am Kampf seinen Eintritt in die Reihe der europäischen Großmächte vollzieht. Seine geographische Lage bringt es auch mit sich, daß es nicht notwendigerweise ein Glied der Kette jener Staaten darstellt, die sich, wie Haiti bei in der türkischen Kammer veründete, von der Nordsee bis zum Indischen Ozean gegen den englischen Egoismus aufzulegen. Die Ziele Griechenlands liegen auf nationalem Gebiet: es muß seine Einigung vollenden. Was auch die nächste Zukunft bringen mag, wir werden stets das Schicksal des liebenswerten und intelligenten Volkes mit der warmsten Anteilnahme verfolgen. Wir hoffen und wünschen, daß es ihm unter der benehmenen Leitung seines Königs gelingt, seinen Rang unter den Mächten des Mittelmeeres wiedergewinnen und ein größeres Griechenland durch Erfüllung seiner nationalen Sehnsucht aufzurichten.



Blick auf Saloniki, wo der Vierverband Truppenlandungen vorgenommen hat.

Zur Haltung Griechenlands im Weltkrieg.

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(4. Fortsetzung.)

Und es war vielleicht gut, daß gerade jetzt Frau Brosam kam, in der großen Morgentoilette, das jüngste Heft einer Pariser Modezeitung in der Hand, und daß Firmkranz sich beeilen mußte, seine Huldigung darzubringen und sein Telegramm durch einen ausführlichen Bericht zu ergänzen. Sie hörte ihn gnädig an und nickte Wohlwollen. Aber immerhin war die Lage so, daß Firmkranz es für gut fand, das Paket der Verlobungskarten möglichst unauffällig in seine Rocktasche zu versenken.

„Sie bleiben natürlich zum Speisen“, entschied sie zur Belohnung für den Sieger. Und dann, indem sie nach den papierernen Kanonenkugeln, Degenköben und Gewehrshelmschloßern deutete, die auf dem Teppich ein etwas seltsames Stilleben bildeten: „Was ist denn das für ein abscheuliches Zeug?“

Madeleine bückte sich jetzt und hob eine der Kugeln auf. „Ja, denke dir, Mama, das machen sie jetzt in Leipzig. Das hat uns Franz mitgebracht.“ Ein feiner Spalt zog sich rings um das Mordgeschloß, und man brauchte nur ein wenig zu drehen und zu schieben, da ging die Kugel in zwei Hälften auseinander und erwies sich mit einer Menge feiner Bonbons gefüllt.

Frau Brosam griff mit spitzen Fingern ins Volle.

„Da sehen Sie, daß auch Kanonenkugeln ihr Gutes haben können“, sagte Firmkranz noch ein wenig steif und mit sinnreichem Bezug auf etwas, das nun schon in einiger Entfernung stand.

Ein grauer Schatten hopste auf das Fenster. Es war François, der sich draußen erholt und den Mut gefunden hatte, auf die Stätte seiner Untat zurückzukehren.

„François, komm, François“, lockte Madeleine mit einer kleinen Schokoladenbombe, die oben auf mit dem angenehmen Wirrsal einer Nußhälle gekraust war. Aber François rieb einen Vorsichtsbuckel am Fensterrahmen, und Mißtrauen schlitzte seine Augen.

„Und der Kater muß noch einen anderen Namen kriegen“, sagte Firmkranz, und es schien, als gewönne er allmählich wieder Ellenbogenfreiheit, „er kann doch nicht denselben Namen behalten wie ich.“ Till Eulenspiegels lustige Narrheit lachte aus seinem ganzen Gesicht.

Aber Madeleine wandte ein, daß sie François schon länger kenne als Franz, und daß man ihn von dem Kater schon würde unterscheiden können, zumal er keineswegs ein so feines und weiches Fell habe, sondern vielmehr als ein Österreicher, also halber Deutscher, durch Widerborstigkeit ausgezeichnet sei.

„Geht in den Garten“, entschied Mama Brosam, „und kommt erst wieder, bis ihr euch geeinigt habt. Und Madeleine — Nachmittag möchte ich dich bitten, mit mir zur Schneiderin zu kommen. Wir müssen doch endlich die Wintertoiletten besprechen.“

Madeleine und Firmkranz gingen durch den Garten, sie noch in einem Nachwehen des Schmollens, er versöhnlich und heiter gestimmt und aller Glorie seines Sieges voll.

Ab und zu sah man den rotblonden eckigen Schädel des Instruktors Fiedler, der am Fenster auf- und abging, während Pierre irgendwo in den Tiefen des Zimmers mit stumpfsinniger Erbitterung lateinische Verba ratschte.

„War das nicht der Monsieur Götterle?“ sagte Firmkranz mit flüchtigem Argwohn gegen etwas Männliches, das sich draußen vor dem Gartengitter vorbeibewegte.

Oh ja, es könnte auch unter Umständen ebensogut Monsieur Götterle gewesen sein wie der Milchmann Calaincourt.

„Weil sich der Mensch verdächtig macht. Gerade vorher, als ich auf dem Wege zu dir war, bin ich ihm begegnet, dem Kerl mit seinem Mops-gesicht.“ Firmkranz war nicht im mindesten eifersüchtig, aber es mochte immerhin bisweilen angebracht sein, den Anschein zu erwecken, als könnte man gelegentlich auch das Augenrollen und das Zähnfletschen Othellos.

„Das Rätsel löst sich leicht. Er war bei mir, er hat mir einen Besuch gemacht.“

Der hohe Mittag schien in den Garten. Ein Auto dudelte ferne, und man wußte, da kam Herr Brosam aus der Fabrik. Madeleine ging leicht summend neben Firmkranz, selber ein liebes Rätsel, manchmal scheinbar ohne alle Schwierigkeiten zu entziffern wie die Preisaufgabe eines Familienblattes, das Abonnenten sucht, und manchmal wieder so unsagbar unverständlich, als wuzle es in Blut und Not.

Aus dem Fenster scholl es laut und eindringlich: „Pierre, um Gotteswillen . . . attingo und attendo sind zwei ver-schie-de-ne Worte, attingo, attigi, attactum und attendo, attendi, attentum . . . na, noch einmal.“

Firmkranz wettete sich näher an Othello heran: „Warum streicht er denn schon wieder da herum, wenn er vorher bei dir war?“

Madeleine meinte, er dürfte eben wahrscheinlich umgekehrt sein.

Die Frage war unvermeidlich, was denn der Monsieur gewollt habe. Da gab es denn Großes zu erzählen, und auch Herr Jean Baptiste Götterle wob sich der Nimbus des Erfolges ums Haupt. Man hatte ihm in Würzburg die Ausmalung des Saales irgendeiner Landesanstalt übertragen, etwas ganz Bedeutendes, zweihundert oder dreihundert Quadratmeter deutscher Geschichte mit Hermann dem Befreier oder dem heiligen Kilian und der Heidun Geilane.

„Da kann er sich auspinseln, der Tizian von Mülhausen“, brummte Firmkranz, „aber, daß er das über sich bringt, der Patriot? Im Herzen Paris, im Kopf das Väterchen in Petersburg, und aus dem Handgelenk will er deutsche Geschichte malen?“

Madeleine straffte sich und wuchs aus dem Zierlichen und Nahen wieder ins Unnahbare. „Es sind Dinge, die dir unverständlich bleiben werden. Es ist die Kunst . . . der Künstler kann sich in jedes Wesen einleben, auch in das seinem Wesen fremdeste und feindlichste . . .“

„Besonders, wenn das Einleben entsprechend bezahlt wird“, wagte Firmkranz einzuwerfen.

„Wie käme es dann, daß lachende Weltkinder fromme Bilder malen können, vor denen man beten muß? Der grazile und bewegliche Geist des Franzosen wird auch solchen Aufgaben gewachsen sein, die dem plumpen, nur auf Militärische gerichteten Deutschen für immer unzugänglich sind. Die Kunst, mein lieber Freund, hat ihre besonderen Gesetze. Ihr erstes und oberstes besagt, daß dem Künstler jeder Stoff willkommen sein muß, wenn er vom göttlichen Funken des Genies durchleuchtet werden kann. Der Stoff ist träge Masse, der Künstler haucht ihr den Atem des Schöpfers ein. Eure deutsche Geschichte ist Wirrmis und dunkles Chaos, Götterle wird sie mit dem Hauch französischer Harmonie und Monumentalität beseelen.“

Am Fenster rang Herr Fiedler die Hände und stopfte die Fäuste gegen die Ohren. Pierre hatte attingo und attendo in einen unlöslichen Knäuel verwickelt, in dem sich nicht einmal mehr Erasmus von Rotterdam zurechtgefunden hätte.

Herrn Brosams Auto dudelte, staubte und stank das Gartengitter entlang vor die Einfahrt.

Ein Gongschlag prallte in den Mittag des bunten Tages.

Nach dem Speisen bat Herr Brosam den Ingenieur in sein Arbeitszimmer, nachdem er Herrn Fiedler, der heute gleichfalls zu Tisch gezogen worden war, bedeutet hatte, noch ein wenig zu warten. Nach dem Speisen pflegte Herr Brosam seine Privatangelegenheiten zu erledigen.

Sie saßen einander in Klubsesseln gegenüber, in angenehmster Verdauungsummelei, nippten einen Kognak und steckten die Havanna an.

„Herr Ingenieur“, begann Brosam, indem er seine weiße, gemusterte Weste aus ihren Falten zog, „ich bin Ihnen noch eine Aufklärung schuldig. Vorher in der Fabrik konnte ich nicht so . . . kurz, Sie haben ein Recht, zu wissen, warum ich Sie gebeten habe, die Veröffentlichung der Verlobung noch um einige Zeit zu verschieben . . .“

Herr Brosam neigte den Kopf, um zu lauschen. Irgendwo aus den Tiefen des Hauses quollen Triller empor, eine Frauenstimme, ein Lauf hinauf und einer hinunter, wie zur Übung und Schmeidigung, und dann setzte das leichte Gezwitscher der Philine ein.

„Titania ist herabgestiegen“, sang Madeleine.

Die beiden Männer sahen einander an, und über den Ernst ihrer Unterredung breitete sich ein Schimmer von Vergnügen an dem schönen, heiteren und wertvollen Menschenkind. Dann zog sich Herr Brosam an seiner Weste wieder in die geschäftlichen Dinge zurück.

„Ja . . . also . . . Sie wünschen zu wissen, warum und so . . .“

Er beugte sich vor, und als Firmkranz eine kleine Bewegung mit der Hand machte: Bitte fahren Sie fort! räusperte er sich zur Fortsetzung: „Schön . . . also natürlich! Sie verstehen, daß mich meine Stellung zu Herrn Kohlmeis zu gewissen Rücksichten zwingt. Denn schließlich, er ist doch der Herr, und ich bin nur der Direktor. Nicht wahr? Und wenn er mich auch nicht entbehren kann . . . einmal könnte doch seine deutsche Bärennatur zum Ausbruch kommen. Oh . . . ich fühle mich durchaus sicher . . . und selbst wenn ich einmal mit ihm auseinanderkomme, na, dann gibt's noch andere Maschinenfabriken auf der Welt. Aber wenn man einmal zehn Jahre an einem Platz ist, so wechselt man nicht gerne, nicht wahr?“

Madeleines Arie war an einem Staccato angelangt, das sie mit so viel Kraft und Freudigkeit hinausstieß, daß man die Töne förmlich neben-einander schweben sah, einer ganz gleich dem andern, eine Reihe glänzender Kugeln vor einem Hintergrund von Malachit.

Herr Brosam befeuchtete das aufgewickelte Deckblatt seiner Havanna mit der Zunge und klebte es wieder fest. „Also . . . obzwar ich keineswegs besorgt bin, möchte ich doch den alten Herrn nicht unnötig aufbringen. Nun bin ich ohnehin eben mit ihm sehr verschiedener Meinung über eine Sache. Nämlich . . . trinken Sie noch einen Kognak? . . . drüben steht die Flasche . . .“

Während Firmkranz das flüssige Bernstein-gold in das kleine Gläschen goß, betrachtete Herr Brosam mit nachdenklicher Miene die Flasche, und seine Züge wurden immer lebhafter, je höher der Gedanke, den der Anblick des Getränkes in ihm geweckt hatte, emporrang: „Ein feiner Kognak“, sagte er, indem er mit den Händen auf die Knie schlug: „Ein famoser Kognak, echt französisch, nur in Frankreich weiß man, was Kognak ist, mein Herr! . . . Aber glauben Sie, Herr Kohlmeis trinkt französischen Kognak? „Ja, bis die Champagne erst deutsch ist“, lachte er mich einmal an. Was soll man dazu sagen? . . . Bis dahin trinkt er lieber deutschen Kognak, irgendeinen Pansch, Pflaumenwasser mit Stiefelcreme. Und das ist es, mein Herr. Eben das! Nicht daß es sich um Kognak handelt! Es handelt sich um den Werkmeister, André Mütze.“



Mit den siegreichen verbündeten Armeen vom Dunajec bis Lemberg IX.: Generalfeldmarschall v. Mackensen besichtigt am 3. Juni 1915 ein von den Verbündeten gestürmtes Außenfort von Przemyśl.
Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Richard Asmann, der den großen Durchbruchschlachten in Galizien von Anfang an beigewohnt hat.

Leise, fern, ein Hauch von Gold und Rosa, wehte Madeleines Gesang: eine zarte, volksliedhafte blühende Melodie, die nach dem Perlegetoller Phelines unsäglich ergreifend klang.

„André Mützele ist der Casus belli. Nämlich, der Mensch hat den Unfall gehabt, über die Grenze zu gehen und letzten Sonntag drüben in Frankreich in irgendeiner Versammlung eine Rede zu halten: Los von Deutschland! Heiliges Vaterland Frankreich! Na: was wir ja alle möchten, aber doch nicht in Versammlungen hinausbrüllen. Also: Kohlmeis erfährt das irgendwie, und jetzt soll der Mensch hinausfliegen. ‚Nein,‘ sage ich, ‚Herr Kohlmeis, das geht nicht, den Mann brauch‘ ich bei den Lennéschen Sicherungen. Kein anderer kann das.‘ ‚Und er muß doch hinaus,‘ sagt Kohlmeis, ‚ich dulde keine Hetzer und Französlinge in meiner Fabrik.‘ ‚Und wenn der deshalb hinausmuß,‘ sage ich, ‚so geht die halbe Arbeiterschaft mit.‘ ‚Das ist mir schnuppe,‘ sagt Kohlmeis, ‚und wenn die ganze mitgeht. Ich dulde das nicht . . . ich will meine eigenen Feinde nicht besolden, und wenn . . .“

Die Standuhr auf dem Schreibtisch pickte zweimal. Herr Brosam unterbrach sich und warf einen Blick nach dem Zifferblatt, über das ein silberner Frauenleib hingewunden war, der angestrengt dem Kreislauf der Sekunden und dem langsamen Abzug der Stunden zuzuschauen schien.

„Schon halb drei“, sagte Brosam und stemmte die Arme gegen die Seitenlehnen des Klubsessels, als wäre es nötig, schon jetzt Hebelkräfte anzusetzen, wenn er rechtzeitig emporgewunden sein wolle. „Also über diesen André Mützele liegen wir im Streit. Das ist es. Was sagen Sie?“

Firmkranz hatte ein hartes Gesicht: „Ich kann Herrn Kohlmeis nicht unrecht geben. Er kann verlangen, daß seine Arbeiter keine Vaterlandsfeinde sind. Deutschland ist so groß, daß . . .“

Mit einem Lächeln nachsichtigsten Wohlwollens wischte Herr Brosam Firmkranz' Worte aus der Welt des Gesprochenen: „Sie verstehen das nicht. Sie sind Österreicher . . . Sie werden auch Ihre Ansicht noch ändern, wenn dieser Koloß mit den tönernen Füßen stürzt. Ja also — und wegen dieses André Mützele . . . die Beziehungen sind gespannt, lieber Freund! Und da ist doch noch diese andere dumme Geschichte, daß unsere Madeleine den jungen Herrn Kohlmeis ablaufen ließ . . .“

„Sie meinen also,“ sagte Firmkranz sachlich, „wenn Sie eben jetzt die Verlobung verlautbaren, so wird Herr Kohlmeis alle diese Dinge miteinander in Verbindung bringen und glauben, Sie wollten ihn ärgern, Sie trumpten ihm auf, Sie wollten ihm die Narrenglocke anhängen . . .“

„Ausgezeichnet,“ rief Herr Brosam erfreut und streckte Firmkranz beide Hände entgegen, „aufs Haar getroffen. Genau das wollte ich sagen. Sie sind scharfsinnig, lieber Freund. Und nicht wahr, Sie verstehen doch, Sie würdigen meine Gründe?“

„Ich bin kein Unmensch,“ sagte Firmkranz, indem er sich erhob, „ich weiß, Sie werden sich mit dem alten Herrn bald wieder in Friedensstand versetzen. Denn — Sie brauchen einer den anderen, und im Grunde — achtet jeder von Ihnen den Dickkopf des anderen.“

Jetzt löste sich auch Herr Brosam aus dem schlammweichen Sesselgrund. „Ich danke Ihnen, lieber Freund. Ich vergesse Ihnen nicht, wie gut Sie mich verstanden haben. Sie werden nicht lange zu warten haben. Wir kürzen dafür die Brautzeit ab.“

Mit einem besonders kräftigen Ruck seiner Weste beendete Herr Brosam die Unterredung und entließ Firmkranz, indem er ihn noch bat, den jungen Studenten hereinzuschicken, der im Nebenzimmer wartete.

Johannes Fiedler saß im blauen Zimmer, dem Raum, wo die Herren bei den kleinen Abendessen im Hause Brosam ihre Zigarre zu rauchen pflegten. Er hockte in Kandidatenhaltung auf dem Stuhl neben der Speisezimmertüre, entfernt genug vom Heiligtum des Hausherrn, um darzutun, daß er keine Lauscherabsichten habe. Die langen Beine winkelten spitze Knie auffallend hoch, der knapp beschorene rotblonde Schädel hatte Sträflingsmagerkeit und eine gedrückte Scheu.

Es war Johannes Fiedler gar nicht wohl, denn die Wege der Gerechtigkeit sind unerfindlich, und wer einen Hund prügeln will, findet leicht ein Stück Holz.

„Gehen Sie hinein,“ sagte Firmkranz, der den verschüchterten Menschen gut leiden konnte, „er ist voll der Gnaden.“

Aber als der Student vor dem Gewaltigen stand, da schien es gar nicht so, sondern Herr Brosam sah umdüstert und gewitterschwer aus wie das Kap ohne Hoffnung. Er hatte allerlei an einem großen Wandschrank zu schieben, mit Türen auf und Türen zu und einem Hin und Wider der Schubfächer, und es war dabei zu merken, daß es ihm mit dem Suchen nicht ganz ernst war. Dazwischen aber murmelte er, und bei dem Öffnen und Schließen schien es wirklich, als wollte er jedes Stückchen seiner Rede in einer anderen Lade unterbringen. „Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen“ — schwapp! — „das heißt, eigentlich zwei Mitteilungen“ — schwapp! — „eine leider nicht sehr angenehme“ — schwapp! — „und eine, die Ihnen willkommener sein dürfte!“ — schwapp!

Plötzlich unterbrach Brosam seine Beschäftigung und kam mit zornrotem Gesicht auf den jungen Mann zu. „Das kommt davon,“ brüllte er aus nächster Nähe, „wenn die jungen Leute so leichtsinnig sind. Alle Tage in dulci júbilo, wie gewonnen, so zerronnen, und dann, wenn's nicht mehr weitergeht . . . irgendein dummer Streich, der das ganze Leben zerstört.“

Johannes Fiedler schlotterte. Über seinen innersten Menschen lief eine Gänsehaut nach der anderen. Und trotz dieser Kältegefühle war seine Seele wie abgebrüht, als wäre er aus der Tuba des Weltgerichtes mit heißem Dampf angeblasen worden.

„Das ist immer die letzte Zuflucht der jungen Leute!“ Brosam säufte seine Stimme, als er das Häufchen Hauslehrerelend vor sich sah. „Ja so —

ich habe Ihnen noch gar nicht gesagt, daß Ihr Bruder wirklich bei der Fremdenlegion ist. Fatal, was? — Ja-ja-ja-ja-ja! Was ist da zu machen?“ Die Weste bekam einen Beruhigungsruck, und dann fuhren die Hände mit Macht in die Hosentaschen. Die Achseln zuckten empor. „Es ist leider unzweifelhaft. Meine Nachforschungen haben zu dem Ergebnis geführt, daß Ihr Bruder in Marseille angeworben worden ist. Er steckt irgendwo unten in Afrika.“

Herr Brosam trat ein wenig von Fiedler zurück, so daß der Student das runde Gesicht nicht mehr so beängstigend nahe vor sich hatte. Da tauchte ihm denn aus der Verschwommenheit der Züge dieses — dieses seltsam Gequälte auf, das verborgen in ihnen war. „Es ist zwar eine Ehre, mein Herr, für Frankreich zu fechten . . . eine Ehre. Denn Frankreich pflanzt die Fahne der Zivilisation in die entlegensten Wüsten. Und die Fremdenlegionäre sind die Pioniere der Kultur, mein Herr! Jeder, der für Frankreichs Fahne fällt, kann sich glücklich schätzen . . . aber mir tut Ihre arme Mutter leid.“

Jetzt begann der Direktor vor dem Studenten auf und ab zu wandeln, und Fiedlers rotblonder Sträflingsschädel folgte den Bewegungen des kleinen, dicken Herrn, als wäre er durch Gummischnüre oder durch eine Art magnetischen Stromes mit ihm verbunden. „Sie werden es Ihrer Mutter schonend beibringen. Übrigens, die alte Frau wird es in ihrem Herzen wohl ohnehin schon wissen . . . sie konnte es nicht anders erwarten. Aber sagen Sie ihr, daß ich sie bedaure — bei aller Ehre selbstverständlich, die darin zu sehen ist, einen Sohn zu haben, der unter Frankreichs Fahnen kämpft.“

Mit einer jähen Wendung stand Herr Brosam plötzlich wieder dicht unter Fiedlers magerem Gesicht. „So, das war das eine. Das andere . . . na, also ich muß Ihnen sagen, daß ich mit Ihrem Unterricht zufrieden bin, sehr zufrieden. Ich habe heute mit Pierres Klassenlehrer gesprochen. Er sagt, daß es mit ihm besser geht, bedeutend besser. Und wenn Pierre so weiter bleibt, so könnten wir uns Hoffnungen aufs Aufsteigen machen. Und er wäre dafür, es jetzt ohne Hauslehrer zu versuchen.“

Die Hände waren vom Rücken schon wieder fortgenommen und in den Hosentaschen geborgen worden. Herrn Brosams ganzes Körpergewicht wippte auf Zehen und Fersen. „Ich habe mich entschlossen, dem Klassenlehrer zu folgen und Pierre selbstständig zu machen. Ich danke Ihnen, Herr Fiedler, für Ihre Bemühungen!“

Der junge Mensch begann wieder zu schlottern. Plötzlich sah er eine breite, kurze Hand in den violblauen Dünsten, die unter seinen Augen wogten. „Aber wir wollen Freunde bleiben, mein Herr! Ich bitte Sie, mir einen Gefallen zu erweisen. Sie haben mir einen großen Dienst geleistet. Ich weiß, Ihr Herz hängt daran, studieren zu können und Mediziner zu werden. Und Ihre Mutter kann die Mittel dazu nicht aufbringen. Lassen Sie mich dafür sorgen. Gehen Sie an die Universität, studieren Sie, machen Sie sich keine Sorgen. Ich weiß, Sie sind ein bescheidener und anständiger Mensch. Sie werden sich mir nicht zu schwer auf die Tasche legen. Allotria dürfen Sie keine treiben, diese deutschen Studentendummheiten . . . Sie müssen studieren . . . Was? Wie? . . . Unsinn! Gehen Sie nur. Und wenn Sie besonderen Wert darauf legen, niemandem verpflichtet zu sein, so können Sie ja immerhin das Geld, das Sie im Laufe des Studiums verbrauchen werden, als geliehen betrachten und später einmal zurückzahlen. Kein Wort, ich bitte, machen Sie mir keine Szene . . . Wie? . . . Nein, keine Szene. Adieu, adieu, mein Herr!“

Das silberne Schlangenweib auf der Standuhr wand sich zum Zifferblatt, und durch ihren metallenen Leib rann der feine Ton dreier kleiner Schläge.

Johannes Fiedler trug seine beiden Nachrichten, die dunkle und die helle, nach Hause wie im Traum. Auf den Schmerz war die alte Frau gefaßt gewesen, aber die Freude traf sie gänzlich unvorbereitet. Die Gewißheit, daß ihr älterer Sohn in der Fremdenlegion sei, verstärkte nur eine schon längst getragene Last, aber die andere Nachricht schlug eine Tür auf, durch die man eine vollständig neue Lebenslandschaft erblickte. So siegte das Unerwartete über das Erwartete, gewann ihm die Bedeutung ab und wehte eine ganz andere Luft heran, in der man freier atmen konnte als bisher.

Und sie begann sogleich hin und her zu laufen, Wäsche zu zählen, Kleider hervorzuholen und auf ihre Verwendbarkeit zu untersuchen, als wäre die Abreise des Sohnes schon für morgen festgesetzt. Zwischendurch psalmierte sie den Ruhm Brosams und pries auch wohl die Tüchtigkeit des eigenen Sohnes. Sie hatte eine ganz unbedingte Zuversicht zu ihm in sich getragen, seit jeher, seit den Tagen kindischer Spiele, in denen er seinem älteren Bruder an Ernst und Besonnenheit überlegen schien, aber daß sie sich so bald bewähren würde, hatte nicht in den kühnsten mütterlichen Zukunftsdeutungen gestanden.

Nein . . . und nun sollte er studieren können! Mediziner werden! In Leipzig! Es verstand sich, daß Johannes in Leipzig studieren würde, wo sie lange Jahre gelebt hatten, und wo der Vater begraben war.

Mitten im eifrigsten Werken aber sanken der alten Frau bisweilen die Hände herab, und dann sah sie immer ein Stück Afrika vor sich. Es war immer dasselbe: ein Ausschnitt aus der Wüste, die war gelb wie Sandtorte, der Palmbaum hatte Blätter aus Blech wie die künstliche Palme im Vorraum des Hotel Imperial, und hinter dem Stamme hockte ein tückischer Neger, der sah aus wie ein Gorilla, und seine lange, dünne Flinte war unheimlicher als eine Schlange. Ganz vorne aber, überlebensgroß, so nahe, daß der Blick beinahe verdunkelt wurde, zog ein Mensch über das Bild. Ein Soldat, schwer gepackt, keuchend, von der Last beinahe erdrückt, mit einem Tuch als Schutz gegen die afrikanische Sonne im Nacken, und wenn er sein wie vom Schlagfluß gerötetes und von Schweiß überrotenes Gesicht aufhob, so war es, als versuchten seine Lippen ein Wort zu bilden.

Das war das Wort „Mutter“, und wenn auch Tausende von Kilometern zwischen dem Soldaten und Mülhausen lagen, die alte, dürre, vornübergebeugte Frau in ihrem Stübchen konnte es vernehmen.

Dann aber stürzte sie sich mit erneutem Eifer auf den Stoß der Hemden, um nachzuholen, was sie durch das Hinhorchen versäumt hatte. Während sie die Ärmel ausbreitete, daß die Hemden einen Augenblick wie Gekreuzigte in der Luft schwebten, während sie das Leinen wandte und betastete, um schadhafte Stellen zu entdecken, murmelte sie immer wieder: „Nach Leipzig . . . also nach Leipzig! Mediziner! Ohne Herrn Brosam wäre nichts daraus geworden. Gott wird es ihm lohnen.“

Dann fiel ihr plötzlich ein, daß sie allein bleiben würde, wenn Johannes nach Leipzig ging, und in ihrem Blick stand ein kleiner Schrecken.

Aber Johannes meinte, es sei gewiß, daß sich Fräulein Marianne ihrer annehmen werde. Und froh darüber, einen Vorwand zu haben, zu dem Mädchen zu gehen, rief er, man könnte sie ja gleich fragen, nahm seinen Hut und lief hinaus.

Es war so, daß sie miteinander ein einstöckiges Hofgebäude bewohnten, das noch aus den minder lauten Zeiten Mülhausens stammte. Jetzt hatte man dem hübschen Giebelhäuschen, das in einem Garten für sich allein gestanden hatte, ein wüstes, lärmendes Vorderhaus vorgesetzt, in dem den ganzen Tag über Türen knallten und ausgelassene Kinder jede Art von Ohrenqualen veranstalteten.

Im Erdgeschoß schnaiderte Frau Fiedler für ihre wenigen Kunden. Über ihnen wohnte Herr Göbel, ein uralter Pensionist, mit seiner Enkelin. Das hübscheste Zimmer, das gegen die Gärten der anstoßenden Häuser sah und noch vom Lärm am meisten verschont war, hatte der Ingenieur Firmkranz inne.

Johannes lief die hölzernen Stufen hinauf, aber er fand nur den alten Herrn daheim. Das eingegangene Männchen saß am Fenster, las in einem großen Buch und fuchtelte nach den Fliegen, die in der Dumpfheit der Stube noch in den Herbst hinein lebten.

Das alles war wie aus alten Zeiten: der gebückte Mann über dem hauspostillenhaften Wälzer, das Fliegensummen, die Schattenrisse an den Wänden, und es schien, als hätte man hier ein Stück Vergangenheit künstlich erhalten und gewaltsam in die neue Zeit hineingestellt.

Marie Antoinette war nicht da . . . irgendwo, Johannes verstand nicht, was die zahnlosen Kiefern des Alten murmelten, und kein Puls schlug durch diese stickige Welt.

Was sollte die heute plötzlich von einem Druck befreite Jugend, die zum erstenmal das Glück fühlte, närrisch gegen die Welt branden zu dürfen, mit diesem armseligen Stümpfchen Leben? Johannes war heute ganz ohne Ehrfurcht und bedachte nicht, daß auch dieses Stümpfchen einmal eine lebende Fackel gewesen war, Blut und Feuer, im Kugelregen von Gravelotte, als es in einer aller Schwere entrückten Stunde gelang, eine feindliche Fahne zu erobern und das Eiserne Kreuz zu verdienen.

Er fühlte nur, Marianne war nicht da, die Luft war dumpf, am Fenster saß ein verbrauchter Mensch, der mit feindseliger Verdrossenheit seine Anwesenheit überseh. Er war ungerecht, murmelte: „Alter E - hrenmann!“ und polterte wieder die Stiegen hinunter, zum Haus hinaus und auf die Straßen, die heute alle viel breiter waren als sonst und den raschen Fußgänger vorwärts zu schleudern schienen; wie die Rollbahnen waren sie, die zur Bewegung des Gehenden noch ihre eigene Schnelligkeit hinzufügen.

Herr Göbel aber las in seiner Hauspostille weiter, die war ein umfangreiches illustriertes Werk über den großen Krieg von 1870, er las, freute sich an den schon hundertmal gesehenen Bildern und schlug bisweilen nach den matten Fliegen, die klebrig über seine Hände krochen.

Als Firmkranz abends nach Hause kam, lief er im Raume zwischen Vorder- und Hinterhaus auf Fräulein Marianne Göbel, die vor ihm ging. Er war gestern nacht erst spät von der Bahn gekommen, heute morgen nach ihr vom Haus gegangen, und so traf er sie jetzt seit seiner Rückkehr von Leipzig zum erstenmal. Sie müsse nachher zu ihm kommen, er habe ihr etwas mitgebracht, aber sie kriege es nur, wenn sie brav sei und es selber hole.

Dann blieb er stehen, sog einen seltsamen Geruch ein, der von ihr ausging, und sagte: „Ich weiß nicht, Fräulein Marianne, Sie riechen . . . riechen . . . nach . . . Spital.“

„Richtig!“ sagte Marianne, indem sie ihn ernsthaft ansah, „ich komme von dort.“

Ob sie krank sei, fragte er mit liebenswürdiger Besorgnis. Nein, aber sie habe sich entschlossen, einen Pflegerinnenkurs zu hören. Der Sanitätsrat sei der Meinung, daß sie eine tüchtige Schwester abgeben könnte.

Aber sie sei doch als Lehrerin geprüft, warf Firmkranz ein. Marianne zögerte vor dem Stiegenaufgang. Ein Öllämpchen rieselte dünnes Licht auf die ersten Stufen herab. Sie zog ihre Handschuhe aus. „Ja, freilich . . . Lehrerin bin ich. Aber es ist zweierlei, geprüft zu sein und eine Stellung zu bekommen. Man muß schon einen freundlichen Fürsprecher haben, wenn man etwas erreichen will. Die Herren von der Stadt sehen schon darauf, daß alle Posten an ihre Schützlinge verteilt werden.“

„Und es drängt Sie zur Tätigkeit?“ fragte Firmkranz mit dem ganz, ganz leisen Spott, den er für alle Arten von beflissenen Frauenzimmern hatte. Sie merkte es und fertigte ihn unfreundlich ab: „Gewiß — ich will kein Drohendasein führen!“ Damit ging sie die Treppe hinauf und überließ es dem jungen Mann, ihr zu folgen.

Nach einer Weile hörte er, in seinem Zimmer mit der Ordnung seines Rasierzugs beschäftigt, wie der Alte nebenan die Stimme erhob.

Die Auftritte, die immer mit einer solchen Stimmerhebung begannen und sich oft bis zum Gekreisch steigerten, hatten immer dieselbe Ursache. Der Alte glaubte, sich über Vernachlässigung und Vereinsamung

beklagen zu dürfen. Mit greisenhaftem Eigensinn beanspruchte er das Leben seiner Enkelin für sich. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte er am liebsten alle Blütenzweige und Ranken der Jugend eintrocknen sehen, das ganze Wesen eindorren und sich verkümmern einkrümmen wie jenes unglückselige Pflanzengeschöpf, das man Rose von Jericho nennt. Wenn dann seine guten Zeiten kamen, hätte er sie gerne mit Freundlichkeit begießen mögen, daß sie sich für ihn entfalte und an der Armlehne seines Stuhles blühe.

Nur daß Marie Antoinette nichts von einer Rose von Jericho an sich hatte, die nach Wunsch einschrumpft und dann wieder in einem Glase Wasser ihre Ärmlein ausstreckt, sondern ein gesundes und gerades Gewächs war mit seinem eigenen Verlangen nach Licht und Luft. Sie ließ sich um ihren starken Drang nach Beschäftigung nicht betrügen und wußte ihren Willen letzten Endes immer durchzusetzen, der Alte mochte zetern, wie er wollte. Ohne auf irgendein Dogma der Frauenrechtlerinnen eingeschworen zu sein, verlangte sie von ihrer Zeit nichts als freie Bahn. Ja, sie hielt sich im Grunde diesen Frauenzimmern für überlegen, eine Generation vor ihnen voraus, und nichts war ihr so widerwärtig wie die besessenen Horden, die in England als Wahlweiber Bilder zerschnitten, Brände stifteten und auf den Straßen heulten.

Wenn sie sich nicht aus dem Kreis der Tätigen ausschließen lassen wollte, so war es ihr nicht darum zu tun, irgendeinen Beweis zu führen: für die Gleichwertigkeit der Frau mit dem Mann, für die Möglichkeit des Ersatzes der Männerarbeit durch Frauenarbeit oder ähnliche Thesen der aufstrebenden Weiblichkeit. Es handelte sich ihr um die Leistung an sich, und die Leistung war ihr einfach ein Ausfluß ihres Daseins, notwendig wie eine andere organische Betätigung ihres Körpers und doch wieder in einem tausendmal höheren Sinne in Bezug auf einen geheimnisvollen Ugrund der Welt. Die Leistung war ihr einfach die Rechtfertigung des Lebens.

Franz Firmkranz hörte, daß die Stimme des Alten immer schärfer wurde, und es trieb ihn an, hinüberzugehen und den beginnenden Zank durch seine Anwesenheit abzulenken. Es kam ihm vor, als wäre er dies dem Mädchen schuldig, heute, nach seiner Bemerkung unten am Treppeneinde.

Der alte Herr war im besten Zug. So ein Unsinn, sich als Krankenpflegerin ausbilden lassen zu wollen, ob sie dies nötig hätte . . . und ob sie auch wußte, daß sie da nicht nur Frauen zu pflegen hätte, sondern auch den Männern allerlei Dienste erweisen müßte, die ein junges Mädchen in die peinlichste Verlegenheit bringen könnten. Abgesehen von dem Schmutz, dem Gestank und der Gefahr der Ansteckung, die selbst für ihn noch vorhanden sei! Wenn das, was sie in dem Kurse lernen wolle, aber einmal als praktisch verwendet werden sollte, so hätte das ganze Unternehmen gar keinen Sinn . . . erst recht nicht . . . außerdem, einen einsamen alten Mann hilflos daheim sitzen zu lassen. Wenn sie schon durchaus jemanden pflegen wolle, warum pflege sie denn nicht ihn? Er sei doch wohl der nächste dazu.

In seinem Eifer glich Herr Göbel einem zornigen, federlosen alten Papagei, der mit den Flügelstummeln schlägt und zwischen harten, stumpfen Hornkiefern sein Kreischen auswirft.

Marianne sah Firmkranz an, nicht ohne Humor, und es war, als einigten sie sich ohne Umstände auf diesen Vergleich. Sie empfand es dankbar, daß er zu ihrer Unterstützung gekommen war, Jugend zu Jugend, zu gemeinsamer Abwehr des selbststichtigen Alters.

„Na, lassen Sie nur, Herr Postrat,“ sagte Firmkranz, „wie oft haben Sie uns erzählt, wie dankbar Sie Ihrer Pflegerin waren, die Sie nach Gravelotte wieder gesund gekriegt hat. Haben Sie nicht gesagt, daß Sie nahe daran gewesen waren, die Schwester zu heiraten, und daß Sie es getan hätten, wenn Ihnen nicht schon Ihre Zukünftige im Kopf gelegen hätte? Sehen Sie — vielleicht kommt das einmal mit Fräulein Marianne wirklich so. Der Pflegerinnenkurs ist nur ein kleiner Umweg zum Traualtar.“

Sein Blick suchte Beifall für den Scherz. Aber aus Mariannes herbem Gesicht war alles Harmlose gewichen, aller Humor und alles Einverständnis von vornhin.

Bei Herrn Göbel hatten Firmkranz' Worte besseren Erfolg. Er humpelte im Zimmer herum, krächzte einiges, aber gewann doch schon wieder etwas von der Würde des gedienten Soldaten; denn alles, was von näher oder ferner auf den Krieg hinspielte, führte Mark in den verfallenen Körper, belebte ihn durch eine ferne Erinnerung an militärische Straffheit und lenkte seinen Geist aus der Enge auf größere Dinge.

Firmkranz verstärkte indessen, ohne es zu ahnen, die Wirkung seines Einwandes: „Und denken Sie, Herr Postrat, wenn es heute wieder Krieg gibt, da brauchen wir nicht wieder Tausende von gütigen Frauenhänden? Ich bin dafür, auch den Frauen ein Dienstjahr aufzubrummen. Eine allgemeine Pflegepflicht der Frau wie die allgemeine Wehrpflicht für den Mann . . .“

Marianne sagte, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, darin müßte sie Herrn Firmkranz vollkommen recht geben. Sie sah ihn dabei nicht an, und er hatte ihr Gesicht in Seitenstellung vor sich. Es fiel ihm auf, wie sehr der Schnitt dieser Züge einem Bild glich, das er bei Matthias Supp gesehen hatte, und das, von einem früheren Italiener gemalt, eine florentinische Frau des vierzehnten Jahrhunderts vorstellte. Obwar Firmkranz mit Nachdruck vorgab, nichts von bildender Kunst zu verstehen, hatte er doch den unaustilgbaren Sinn des Österreichers für die Form. So hob sich ihm jetzt das alte Bild ganz zwanglos aus der Erinnerung, als er die runde, gewölbte Stirn sah, die eine Vorstellung von Denken gab, diese Nase mit den zwei leichten Buckeln, die herabgezogenen Mundwinkel und dieses Haar, das weich und streng über die Ohren geschwungen war. Der lange, dünne Hals, der aus feinem Bogen in den Nacken ging, und die edigen Augenbrauen verstärkten den Eindruck von Aufmerksamkeit und steter Wachsamkeit.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)



Prinzessin Marie Auguste von Anhalt, Tochter des Prinzen Eduard von Anhalt und der Prinzessin Luise, Prinzessin von Sachsen-Meiningen. (Kgl. Hofphot. Julius Müller, Dessau.)



Prinz Joachim von Preußen. Er bekleidet in der Armee den Rang eines Rittmeisters und wurde bekanntlich auf dem östlichen Kriegsschauplatz, wo er als Ordnungsoffizier tätig war, verwundet. (Kgl. Hofphot. Ernst Sandau, Berlin.)

Zur Verlobung des jüngsten Kaisersohnes am 13. Oktober.

Die Züchtung von Fettpilzen, eine neue Kriegsaufgabe.

Von Professor Dr. P. Lindner, Berlin.

Seit Monaten steht die „Eiweißhefe“ im Mittelpunkt des wissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Interesses. Sie liefert uns in kürzester Zeit große Mengen Eiweiß aus Ammonsalzen und Zucker. Neben sie soll nunmehr auch die „Fetthefe“ treten und dem Fettmangel nach Möglichkeit abhelfen. Während die erstere bereits im Anfang der industriellen Verwertung steht, sind für die letztere soeben erst die wissenschaftlichen Grundlagen ausgearbeitet worden, auf denen eine Züchtung im großen angefangen werden kann. Beide Aufgaben sind vom Institut für Gärungsgewerbe in Berlin energisch in Angriff genommen worden auf besondere Anregung seines wissenschaftlichen Leiters, Geheimrats Professor Delbrück.

Als an den Verfasser dieser Zeilen in diesem Frühjahr die Aufforderung, nach einer „Fetthefe“ zu suchen, erging, konnte er bereits auf die Existenz einer Art hinweisen, die er seit dem Jahre 1901 als *Torula pulcherrima* in seiner Kultursammlung führt, und der er diesen Namen gegeben hat wegen des geradezu prächtigen Aussehens ihrer mit Fett-, bzw. Ölkugeln erfüllten Zellen. Bei neuerlichen Züchtungsversuchen stellte sich aber eine gewisse Mäßigkeit in der Fettbildung heraus, die auf die etwa 15 Jahre lang fortgesetzte Ernährung unter stets gleichbleibenden Bedingungen — auf Würzeagar und im Rüttelgerät — zurückzuführen sein dürfte. Die Art war auf matschigen Pflaumen und Weinbeeren sowie im Madengänge eines Apfels wiederholt beobachtet worden, also an Stellen, an denen süße Fruchtsäfte auftraten. Aus der Lebensgeschichte dieser Hefe ist der Umstand bemerkenswert, daß die Bildung der großen fetthaltigen Zellen erst vor sich geht, wenn die Nahrung bereits ziemlich aufgebraucht und die Vermehrung zum Stillstand gekommen ist. Während der Vermehrung beobachtet man



Prinz Fritz Friedrich von Preußen beim Verhör eines russischen Gefangenen. Rechts: Ein österreichisch-ungarischer Offizier als Dolmetscher. (Hofphot. G. Berger.)

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

immer nur Zellen, die etwa $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{3}$ der Größe der reifen Zellen haben und von Fett nichts erkennen lassen. Da auf den natürlichen Standorten, also matschigen Weinbeeren und dergleichen, in dem austretenden Saft immer neue Nahrung zutrifft, begegnet man hier eigentlich immer nur der kleinzelligen, fettfreien, unscheinbaren Generation der *Torula*. Bringt man etwas Vereinfachung mit dieser Hefe zwischen Deckglas und Objektträger und hindert durch einen Vaselinrand den Zutritt der Luft, dann beobachten wir

zwar auch einen baldigen Stillstand der Vermehrung, aber eine Fettbildung bleibt aus. Zur Fettbildung ist also reichlicher Sauerstoffzutritt Hauptvoraussetzung.

Wenn wir eine geringe Zellenzahl des Pilzes in kleinen Tröpfchen einer Nährlösung, die mittels einer Zeichenschale auf ein Deckglas aufgetragen und vor Eintrocknung bewahrt werden, zur Ausfaat bringen, dann sind die Bedingungen für die Bildung fetthaltiger Zellen erfüllt.

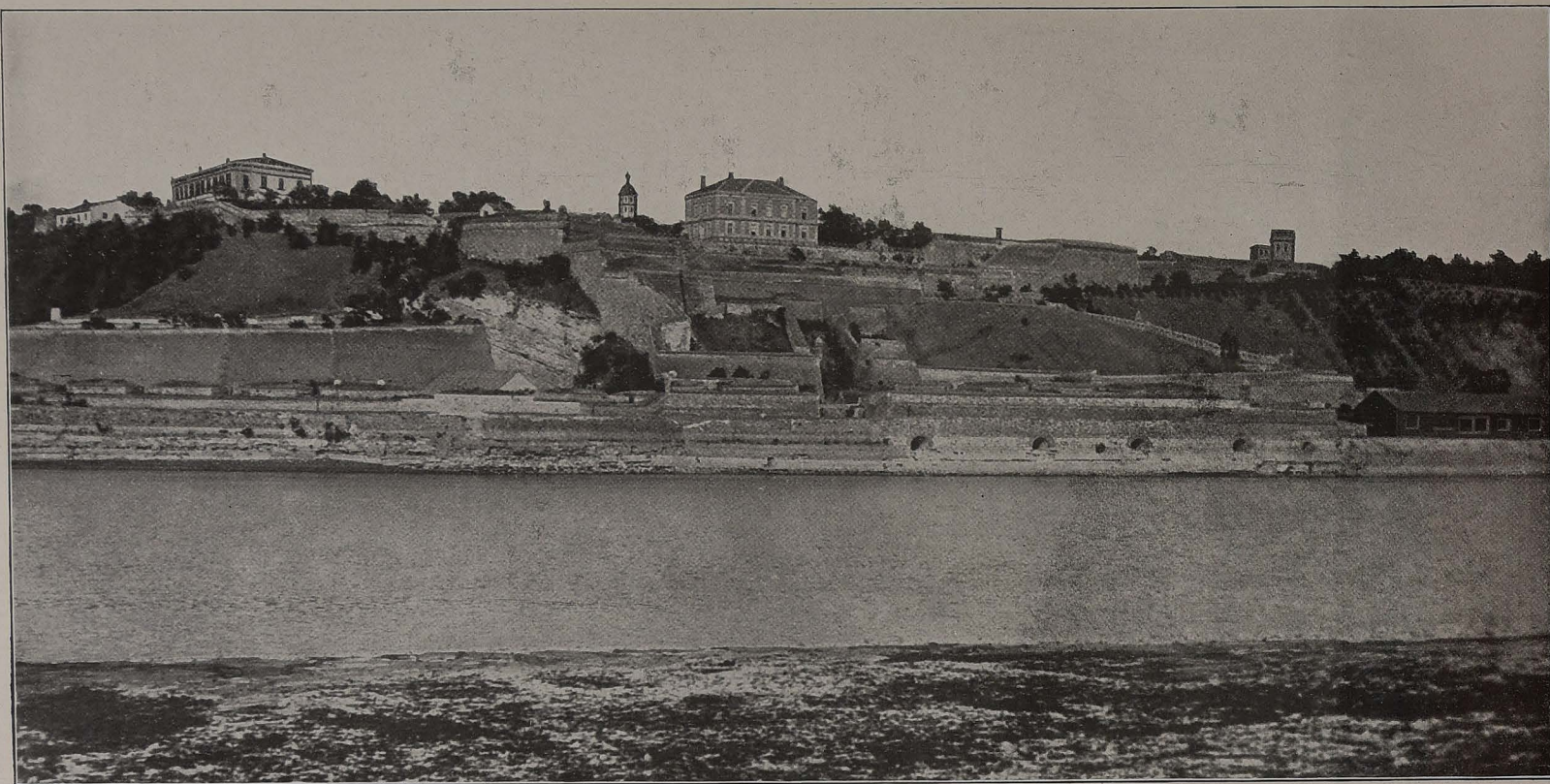
Statt die Nährlösung in Tröpfchenform — in sogenannter Tröpfchenkultur — auf das Deckglas aufzutragen, kann man sie auch in ganz dünner Schicht auf demselben ausbreiten. In der dünnen Kamelle, die an dem Deckglas, das vorher besonders enttettet war, festhaftet — sogenannte Adhäsionskultur — bilden sich kreisförmige Kolonien, die sehr bald an Nahrung, aber nicht an Luft Mangel haben. Auch in ihnen kommen sehr bald prächtige Fettkugeln auf. Ähnliches gilt für Kulturen des Pilzes auf festen Nährböden, z. B. Würzeagar, bei denen durch Verimpfung der ganzen Oberfläche eine schnelle Erschöpfung des Nährbodens herbeigeführt wird, ohne daß Luft mangelt. So lehrreich auch diese Erfahrungen mit der *Torula pulcherrima* waren, so ent-

mutigend war doch ihre geringe Vermehrungskraft, und daher wurde nach anderen Fettpilzen Ausschau gehalten.

Bräutet man unsere gewerblich wichtigen Hefen, die Brauerei- oder Brennerhefen, unter gleichen Bedingungen, dann bilden sie auch etwas Fett, aber die Menge ist zu gering und die Zeitdauer zu lang. Sie sind eben keine „Fetthefen“, auch gehen sie zu sehr schwenderlich mit dem dargebotenen Zucker um, indem sie ihn zum größten Teil in



Aus den Tagen der Kämpfe um Warischau: Ein deutscher General besichtigt von einem Beobachtungsstand aus die russischen Stellungen an der Byra. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem auf dem östlichen Kriegsschauplatz ausgefallenen Kriegsmaler Josef Borreggio.



Zur Eroberung der serbischen Stadt und Festung Belgrad durch die Truppen der verbündeten Mittelmächte am 8. und 9. Oktober 1915: Blick auf die Befestigungsanlagen von Belgrad.

Alkohol und Kohlenäure zerlegen. Ein nicht gärender, schnell wachsender und viel Fett liefernder Pilz wäre da schon vorzuziehen.

Der Zufall wollte es, daß gerade Anfang April dieses Jahres, als die Fettfrage dringend wurde, dem Verfasser von einem seiner früheren Schüler, dem Diplom-Brauerei-Ingenieur Schrettenleber, von der Titront ein Stückchen Papier mit der angetrockneten Vegetation des sogenannten Milchflusses von einem Birkenstumpf zugesandt wurde. Den Vegetationen von Baumflüssen hatte der Verfasser seit Jahren schon ein besonderes Interesse entgegengebracht, weil in ihnen die Stammformen der Hefenpilze, die Endomyces-Arten, besonders vertreten sind. Zumeist waren jedoch gärende Baumflüsse von Eichen, Ahorn, den sogenannten „Bierbrauenden Bäumen“, die den stofflichen Endomyces Magasini enthielten, zur Untersuchung gekommen. In dem Milchfluß der Birke kommt dagegen der Endomyces vernalis vor.

Die eingelangte Probe ließ bei der mikroskopischen Untersuchung fast nur hefeähnliche Zellen erkennen, die aber nicht einheitlicher Art zu sein schienen. Mit Fett waren sie nicht auffällig versehen, so daß der Verfasser durch dieses mikroskopische Bild allein niemals auf den Gedanken gekommen wäre, einen wertvollen Fettpilz entdeckt zu haben. Auch Hofrat Professor Dr. Ludwig Greif, der die Erscheinung des Milchflusses der Waldbäume schon 1881 beschrieben und dem Hauptbestandteil der betreffenden Vegetation, dem Endomyces vernalis, den Namen gegeben hat, erwähnt nichts von einer auffallenden Fettbildung. Im Frühjahr, wenn die frischen Baumstümpfe den Saft treiben, ist es noch zu kalt für eine typische Fettbildung in den Zellen, und dann wartet auch die aus dem Winterschlaf erwachte Insektenwelt nicht erst diesen Zeitpunkt ab, sondern stürzt sich heißhungrig auf die jungen, noch fettreichen Zellen, die in dem Baumsaft eben entstanden. Die weißen oder bei Gegenwart noch anderer Organismen schmutzig weiß, rötlich und kräuslich sich verästelnden Pilzmassen, die wie eine Kuppe den Stumpf überziehen, verschwinden mit dem Aufhören des Saftströmens auffallend schnell, und statt ihrer findet man die Insektenlarven oder gar noch die eben abgelegten Eier.

Die kräftige Fettbildung des Endomyces stellte sich erst bei wiederholter Betrachtung der mit

sterilisierter Bierwürze hergestellten Tröpfchenkultur jener Milchvegetation als Tafelchen heraus. Nach etwa 3 Tagen haben die Pilze die kleinen Würzetropfen völlig mit ihrer Nachkommenschaft erfüllt und deren Nährstoffe zu Zellenmasse verarbeitet.

Das Fett bildet mehr oder weniger kleine, stark lichtbrechende Tröpfchen in dem Plasma. Das Zusammenfließen dieser kleinen Tröpfchen zu einer größeren Kugel kann man in sehr einfacher Weise dadurch erzielen, daß man das Deckgläschen einige Augenblicke von dem hohlen Objektträger abhebt und es nach dem Eintrocknen der Tröpfchen anhaucht. Das mikroskopische Bild ist jetzt gänzlich verändert: Jede Zelle erscheint scharf umsäumt von einer Zellhaut, der ein völlig körnchenfreies Plasma in schmaler Schicht anliegt, und in dieser, wie eine Perle, lagert das große Öltröpfchen.

Die Trennung des Endomyces von den Begleitorganismen war noch notwendig, um zur Kultivierung dieses Pilzes zu gelangen und die ersten einleitenden Fäulungsversuche zu machen sowie sein Gärvermögen festzustellen. Bierwürze wird durch ihn nicht vergoren, sondern nur assimiliert bis auf die durch die Atmung entstehenden Verluste. Keine der bekannten Zuderarten wird durch ihn vergoren. Diese Tatsache ist ökonomisch wichtig. Die verbrauchten Lösungen haben einen etwas milchigen, die darauf entstandene Pilzdecke einen an Sahne erinnernden Geschmack. Zwischen den Fingern zerrieben, fühlt sich die Masse der letzteren fettig an.

Wichtig ist noch die Feststellung, daß der Pilz in rein mineralischer Nährlösung mit irgendeinem Zuder oder Melasse gut gedeiht, und daß er bei Temperaturen von etwa 40 Grad sein Plasma selbst verdaut und dabei Abbauprodukte liefert, die der neuen Zucht wieder als Stoffmaterial dargeboten werden können. Dieser Umstand gestattet ein sparsames Arbeiten mit dem Stoff. Der verbrauchte Zuder dagegen muß immer wieder ersetzt werden, denn er ist zu Fett umgewandelt und mit der Pilzgerste entfernt worden.

Das Laboratorium, in dem die ersten Versuche gemacht wurden, glich anfänglich einer Glaserwerkstatt, in der Fenster ausgebeßert werden sollen, denn die großen Fenster des Instituts mußten als flache Bottiche erhalten. Später wurden sie ersetzt durch lange Wachstücher, die an den Rändern und in den Ecken hochgestrempelt waren. Schließlich sah es aus wie in einer Kuchenbäckerei, als alle verfügbaren Tische mit einer Art Kuchenbleche belegt wurden.

Nach etwa drei Tagen ist die dünne Schicht der Nährlösung mit einem dicken Vlies bedeckt, das bei der



R. u. I. General der Infanterie Hermann v. Abweß, der Eroberer Belgrads.

Nach einer Zeichnung von Professor Arnold Busch. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg.



Vom Balkankriegsschauplatz: Appell einer deutschen Maschinengewehrabteilung.

Berührung mit dem Finger nicht haftet, weil es zu fettig ist. Hat man ein weinmattiges Mulltuch von vornherein in das Blech getaucht, dann kann man mit einemmal die ganze Ente abheben. Die Enten sind schon bei der primitiven Arbeitsweise, die zunächst eingeschlagen werden mußte, derartig, daß eine industrielle Verwertung durchaus angezeigt ist. Die zum Trocknen gebrachten Pilzgersten stellen einen gelblichen Örtchen dar, der etwa 18 Prozent Fett, 31 Prozent Rohprotein und 43 Prozent Kohlenhydrate enthält. In Pflanzenbutter hat man sich schon gewöhnt; die Pflanzenfahne wird sich auch noch einbürgern oder das aus der Pilzmasse gewonnene Öl, das frischem Olivenöl durchaus ähnlich ist und auch eine gute Kernseife liefert. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß der Milchflugsilz noch einige andere Konkurrenten erhalten hat, die noch größere Fettausbeute versprechen, doch kann über diese jetzt noch nichts Näheres mitgeteilt werden.

Der Krieg in den Bergen.

Von Vizefeldwebel August Hirsch, 3.3. im Felde.

Ruhig und heiter sonnen sich die Berggründen im warmen Licht. An hellgrünen Hängen kleben hoch oben einzelne Häuschen, Kiefern und Pappeln stehen dunkel, wie von Kinderhand ausgeschnitten, vor lichten Wiesen. Mitten vorm Tal sperrt eine waldige Kuppe den Blick, fast drohend legt sich der düstere Mantel schwarzer Waldschatten um ihre Höhe, nur hoch oben auf dem Gipfel blinkt eine schmale Wiege zu den weißen Wolken auf. Da, wo das Tal sich weitet, um mit beiden Armen licht den dunkeln Wäldern zu umfassen, schiebt sich links ein grüner Hügel vor, von einem runden



Minenleger auf dem Gardasee. (Phot. H. Gt.)



Im vordersten Schützengraben am Nonzo. (Phot. Frantl.)

Der Krieg mit Italien.

Tempel gekrönt, dessen Dach und Säulen sich freundlich am blauen Himmel malen. Von hier aus könnte man ringsum der Berge vielgestaltige Massen bewundern, die weiße Landschaft in die schmalen Täler sich hochwinden sehen und den Sturz des blanten Hühchens verfolgen.

Aber Tal und Berg sind leer, und der niedliche Tempel steht einsam. Kein Rauch steigt aus den Häusern des Dorfes unten; eine einsame Rahe huscht schon über die Straße, sonst ist alles leer und still — es ist Krieg.

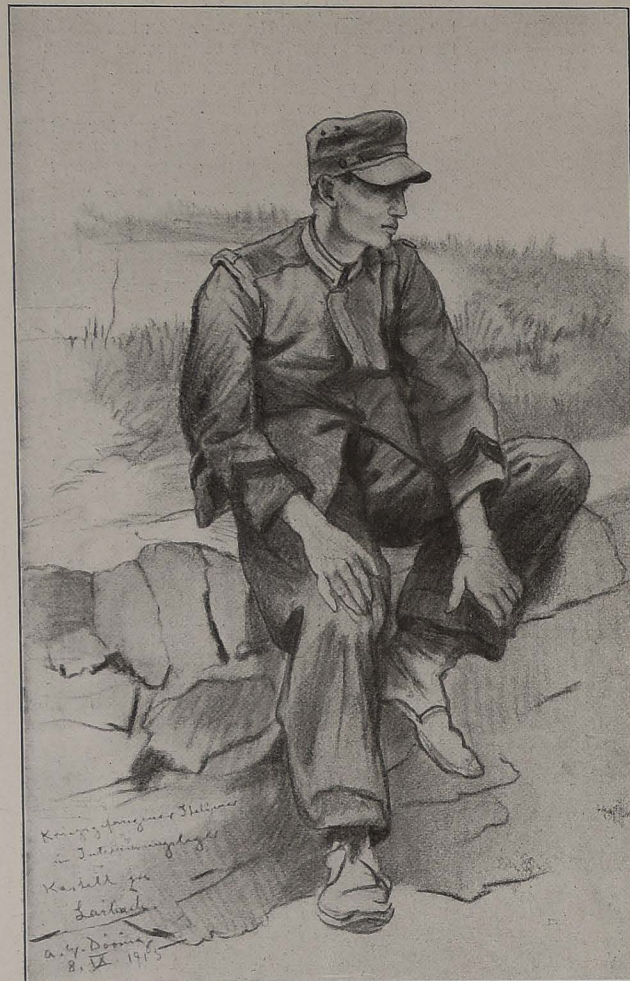
Plötzlich ein Donnererschlag — von weither schlägt eine Riesenschale ins Tal, ein rollendes Echo schüttelt die Luft, Rauch und Staub wirbeln auf, Stein und Eisen prasseln nieder — dann ist's wieder still. Nur die Vögel singen weiter — sie haben sich längst an diese neue Stimme der Natur gewöhnt, die schreckt sie nicht mehr. Aber die Menschen laufen auf — die Menschen, die irgendwo versteckt liegen, hinter Felsklüften verkrochen, im Wald verborgen, in der Erde vergraben, irgendwo auf den Höhen oder im Tal. Sie laufen, wann kommt der nächste Schlag — in dieser Minute — in der nächsten, in einer Stunde — und zu wem kommt er, zu mir — zu meinen Nachbarn — oder zum Feinde?

Monatelang lag man sich hier schon gegenüber, und die flüchtig hergestellten Verstecke wurden im Laufe der Zeit ausgebaut. Tiefe, schmale Gräben führen die ganze Linie entlang, unterirdische Wohnräume wurden in den Berg getrieben, Felslöcher ins harte Gestein geprengt. Und vor den Ebnen, meist im Grate verborgen, ein breites Gewirr niedrig gegogener Stacheldrähte, das von Maschinen gewickelt bestrichen werden kann und jede Annäherung unmöglich macht. Stahlhülle, Sandfäde, Drahtgewirr hüben wie drüben.

An hellen Tagen freijen Riesenvögel oben im Blau, scharfe Augen suchen die versteckten Hindernisse zu erspähen, und Granate auf Granate bohrt sich in den Berg, um das Erspähte mit furchtbarer Gewalt zu vernichten. Wo der Berg fahl ist, reihen sie Loch neben Loch in die Wiesendecke, und wo sie den Wald treffen, werden die Bäume gestürzt, getrennt und zerplittert. Zerfallene Äste, welke Stümpfe, zerklüftene und zerhackte Stämme, hochgehauene Steinmassen und ins Leere greifende Wurzel — der Wald ist tot. Aber die Vögel im toten Walde leben weiter; was der Tag zerstört, baut die Nacht wieder auf.

Nacht ist hier Tag. Aus den Gräben schieben sich die Schleppspalten vor, um den Feind zu beobachten, neue Anlagen zu unteruchen, schwache Stellen aufzuspiiren und, vor allem, ein unbemerktes Herankommen zu vereiteln.

Mitunter flammt eine Helle auf. Ein jähes, kaltes, unbarmherzig scharfes, weißes Licht, blitzartig erhellend und verblüffend. Das ist die deutsche Rakete, grauam und plötzlich zerreißt sie die Nacht, sie hat etwas Herrliches an sich; unheimlich hart zeichnet sich alles in ihrer blendenden Helle. Oder ein Funkenstreifen schießt hoch, der oben zu einem rotgelben Lichtschein zerplatzt. Der taumelt wie ein trunkener Mond über den Bergen, wiegt sich eine Weile im Nachtwind und läßt sich endlich langsam und müde sinken. Das ist das feindliche Licht, dessen Körper von einem Seidenhüch getragen wird. Wenn es aufflammt, drückt sich unten die Schattenreihe eng an den Straßenrand. Was von seinem Schein beleuchtet wird, steht unbeweglich und grau wie die Steine und Bäume. Auch der Schleppspalten vorn liegt als grauer Fleck im Gelände; wer will ihn unterscheiden von Stein oder Strauch, deren mannigfachen Schattengebilden er völlig gleicht?



Ein Kriegsgefangener Italiener.

Wie tief die Nacht im Tal ist! Da leuchtet kein freundlicher Schimmer, vom hellen Stübchen traulich grüßend, ins Dunkel; sorgfältig verbirgt sich das geschäftige Leben auf der Talstraße. Wenn der Morgen dämmert, muß alles wieder leer und tot sein.

Lange, lange Zeit liegen sich die Linien hier schon gegenüber, furchtbar befestigt, und wer gegen den Feind anrennen wollte, rennt gegen den Tod. Mindestens drei- bis viermal so stark mühte er sein wie der Gegner, sonst wäre die Mühe umsonst, würde der Angriff im Blut ertrinken.

Wir können warten. Wenn wir den Feind nur aufhalten, können unsere Brüder drüben in der weiten Ebene ungehindert kämpfen und siegen, und ihr Sieg ist unser Sieg. Wir können warten.

Aber der Feind darf nicht seine Freunde verbluten lassen; er wird ihnen helfen wollen, Luft schaffen wollen, er muß angreifen, um unsere Linie zu durchbrechen.

Und er greift an!

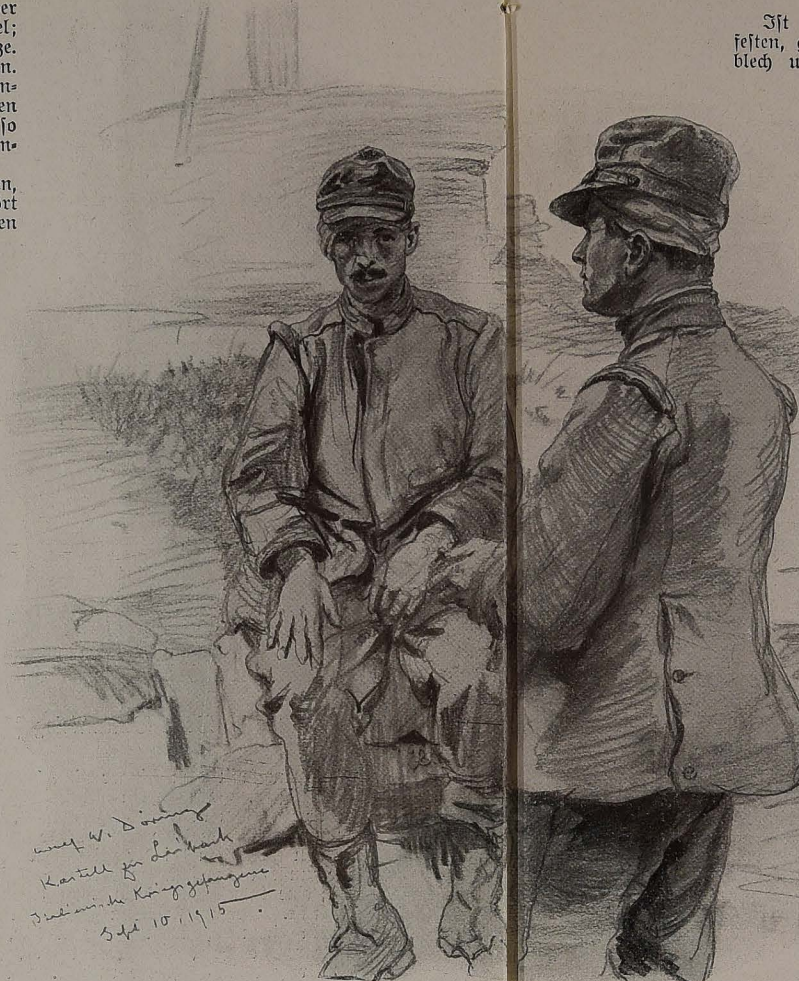
Krieger hatten es gemeldet, daß sich lange Kolonnen Verstärkungen nahten, daß hinter der feindlichen Linie etwas vorgehe. Gerade jetzt, wo drüben unsere Brüder ihren Siegeszug fortsetzen, wo alles davon abhängt, daß sie ungehindert weitermarschieren dürfen mit ihrer ganzen Kraft! Sollen sie jetzt ihren Sieg verfallen lassen, um uns beizugehen zu müssen? Wir werden es halten.

Der Angriff beginnt.

Da, wo unsere Linie auf halber Höhe am Berg entlang läuft, steht er ein. Der Feind hat alles sorgfältig vorbereitet, Riesengeschütze, Schnellfeuerkanonen, schwere Minenwerfer stehen bereit. Und plötzlich, am frühen Morgen bricht die Hölle los. Ein Riese ist aufgeprungen und schlägt mit eherner Keule auf den Berg los, donnernd und dröhnend, Schlag auf Schlag. Und wo sein Eisen niederhaut, prüft eine Flamme, wirbelt Stein und Eisen, brist und kracht die Erde, schießen Rauch- und Staubwolken hoch. Der Berg zittert und stöhnt, scheint zu wanken und zu stürzen. Dichter und wilder laufen die wütenden Schläge, eine undurchdringliche schwarze Wolke, wirbelnde Rauchwolke legt sich wie ein schwerer Kranz über seine schrecklichen Wunden; das Donnern, Bräseln, Bersten, Krachen rollt wie ein einziges ungeheures Brüllen durchs Gebirge.

Stundenlang, ununterbrochen, heult und jähzt und dröhnt die Hölle. Rauchend unter der furchtbaren Erschütterung liegt der Berg; mit angehaltenem Atem lauscht die Natur dem Wüten der entsetzlichen Gewalten, gegen die ihr ein im Gewittertum niederjuchender Blitz wie ein mitleidiges Spiel erscheint.

Stundenlang, ununterbrochen. Strahlend spielt die Sonne auf den biden Rauchwolken, die sich träge über Schweiß und Blut hinwälzen. In der Mittagsstunde steht sie, und unermüdet, unerbittlich, unbarmherzig prasseln noch immer die Granaten nieder.



Kriegsgefangene Italiener im Internierungslager zu Laibach.

Ist es möglich, daß noch ein lebendes Wesen atmet in diesem Strich des Todes? In den festen, gebetteten Unterständen liegen die Verteidiger. Dicke Baumstämme, Eisenbahnen, Wellblech und meterhohe Lagen Stein und Erde bilden ein festes Dach, kein Feldgeschütz vermag es zu durchschlagen. Aber heute schlägt der Riese mit gewaltigeren Waffen. Schwere Festungsgeschütze schiden aus sicherer Weite ihre ungeheuren Geschosse; den Abschluß vermag man nicht zu hören, aber mit gurgelndem Zischen fliegt es heran, bohrt sich mit unwiderstehlicher Wut durch die Erde und Steinmassen, ein dröhnender Donnererschlag, und die berstende Hölle schleudert Baumstämme und Felsmassen in die Höhe, furende Eisenketten zerreißen, was sie treffen, polternd stürzt das schwere Gefüge zusammen und begräbt, was unter ihm Schutz suchte.

Stundenlang, ununterbrochen. Es gibt keinen Schutz vor diesem Teufel, keine Flucht vor dem Tode. Nur aushalten und warten, bis auch in deine Deckung der Tod springt! Rechts und links ist er hineingepfunden, jetzt kommt er zu dir — nein, wieder nicht — aber jetzt — oder jetzt — oder jetzt.

Die Nerven zucken, die Lippen sind trocken, die Augen starren geradeaus, und man wartet — wartet — wartet auf dies entsetzliche: Jetzt!

Stundenlang — ununterbrochen —

Plötzlich ist Stille. Totenstille.

Es dauert eine Weile, bis man begreift, daß in Wahrheit Stille ist, daß dies Bersten, Krachen, Plagen nicht mehr die Luft zerreißen.

Stille!

Und dann begreift man: jetzt kommt es! Jetzt an die Schießscharten, was noch lebt, um die Trümmer zu verteidigen — der Sturm beginnt.

Drei, vierhundert Meter über uns, aus der Waldecke, springen schwarze Gestalten auf und stürzen bergab.

Oh — die Waldecke, dieselbe, in die unsere eigene Artillerie heute ihre schweren Granaten schütte! — Die wackere, sie wußte, warum! Plötzlich plagen Granaten über den Stürmenden; sie stürzen, einzelne taumeln, wenden sich, flattern zurück, Gewehrschüsse knattern, nur wenige erreichen wieder den schützenden Wald. — Hurra, der Angriff ist abgeschlagen! Ein paar Minuten steht man, noch wie betäubt — da brechen von neuem schwarze Gestalten aus der Waldecke vor — nicht einzelne mehr, dichte Schwärme, immer mehr, und links aus den braunen Strichen, überall wimmelt es wie ein Heer von Ameisen — sie kommen! Jetzt schießen, schießen! Und plötzlich ist die Luft wieder voll Heulen, Pfauen, gurgelndem Zischen, über und zwischen der wimmelnden, tribbelnden, abwärts haltenden Masse kracht und brist und splittert es, Staub und Rauch, auseinanderprühende Stein- und Erdmassen. — Wie sie stürzen! — Ganze Körper werden in die Luft geschleudert, einzelne Reihen blühtartig zu Boden geschmettert, andere taumeln nach rechts und links. — Immer noch strömt es aus der Waldecke, kriecht es aus den Gräben, immer neue Scharen; unerschöpflich fließt der schwarze Strom bergab. —



Ein bosniatischer Wächterposten am Isonzo.



Lagerleben hinter der Front. Im Karst, Feld von Dobersd.

Der Krieg mit Italien: Bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten. Nach Zeichnungen des auf dem italienischen Kriegsschauplatz entstandenen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Adolf G. Döring.

Die Türkei im Weltkrieg: Beziehung englischer Transportschiffe und Lager bei Sedbul-Bah am europäischen Ufer der Dardanellen durch türkische, an der anatolischen Küste aufgestellte Batterien.

Nach einer Zeichnung des auf den türkischen Kriegsschiffen entworfenen "Sonderzeichens der Schiffe" "Sonderzeichen" Georg Gebrecht.



Die Schießarten beugen den Blick, man springt auf die Deckungen. „Ruhig — ruhig,“ sagt jemand, „immer rannommen lassen!“ Man schießt lang-samer, sicherer, da hört man durch den Lärm auch das Maschinengewehr tadern wie einen unermüdlichen, rasen-den kleinen Hammer — er hämmert — und hämmert — und hämmert. — Und hämmert die leuchtenden, abwärts hastenden Ameisen zu Boden. Sie stoßen, stehen einen Augenblick ratlos — und der Strom wendet sich zur Seite, dünner schon, verschwindet in einer Schlucht, scheint sich dort zu stauen und fließt nun jenseits wieder bergab, links von uns.

„Jetzt haltet ihr ihn auf, Kameraden!“ Und man lauscht nach links — jetzt muß dort der kleine Hammer ein-lehen. Noch immer nicht? Er schweigt, einzelne Schüsse fallen, aber das Hämmern, das Hämmern schweigt noch immer. Doch das tödliche Verstein und Krachen in der Luft ist dem Strom gefolgt, reißt ihn auseinander, immer dünner wird er, die Flut ver-sichert am Boden, nur einzelne Rin-nale erreichen die Linie. Wenn jetzt nur das Maschinengewehr — aber das liegt zerstückt in der zer-schossenen Deckung, der Graben liegt verschüttet, der schützende Draht-verbau ist von Granaten zerrissen, der Weg ist offen. Nur wenige der Verteidiger vermögen sich zu er-heben, um die Ansturmenden abzu-wehren, und hier und da, an ein-zelnen Stellen, dringen die erschöpften Reste des großen Stroms in die zer-störte Linie.

Wenn sie jetzt noch Kraft hätten, zahlreich genug wären, nicht selbst zu Tode abgebeht, zermüdet, erschüttert, gebrochen wären — wenn sie jetzt noch durchstoßen könnten, rechts und links die zerrissene Linie aufrollen könnten, vielleicht würde es ein Erfolg. So aber ist ihre Kraft zu Ende, von rechts und links werden sie bedrängt, Handgranaten treiben sie zurück, und wenn sie mit dem Mut der Verzweif-lung das Gewonnene festhalten, bis ihre Kameraden sich einen Weg zu ihnen gebahnt, den neuen Platz im Schutz der Nacht besetzt und ver-stärkt haben — morgen früh ist unter ihnen eine neue Linie entstanden, laeren ihnen neue Schießarten ent-gegen, zieht sich ein neuer Drahtverbau davor entlang, stehen ihnen neue Kämpfer gegenüber.



Der türkische Thronfolger Prinz Izzeddin-Offendi an den Dardanellen. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem türkischen Maler Salih Murr Bey.

Durch! Durch! Das war ihre Auf-gabe und ihre Hoffnung. Dafür wurde die Flut herangezogen, dafür wälzte sie sich durch die Hölle des Todes dem Feind entgegen, dafür ist der grüne Hang besät mit unzähligen schwarzen Punkten, deren jeder ein toter Mensch, eine begabene Hoff-nung, ein Stück Zukunft seines Vater-landes war. Die da liegen, waren die Besten, die sie hatten, ihre stolze Truppe — Alpenjäger.

Sie setzten alles ein, um viel zu erreichen. Jetzt verloren sie viel, un-endlich viel, und erröten für ein Meer von Blut achtzig oder hundert Meter eine Linie, die sich wie ein ge-schmeidiges Band sofort wieder vor ihnen schließt.

Werden sie einen neuen Sturm wagen, vielleicht im Schutze der Nacht? Unaufhörlich erheben die grellen Licht- blitze die Finsternis; wie hinter einem jäh zerrissenen Vorhang tauchen die Berge plötzlich auf und stehen blendend hell vor dem dunkeln Himmel, sekun-denlang, bis das schwarze Tuch der Nacht sie wieder deckt. Dann flammen drüber die gelben Monde auf, hier und da, ziehen einen roten Feuer-streifen hoch und schwimmen wie fried-liche Segler über der Kuppe, bis ein Baum sie fängt und langsam verglühen läßt. Leuchtugeln zischen zu den Wolken auf, zerplatzen und lassen weiße, rote oder grüne Lichter fallen. Ein Märchen ist es, eine Wundernacht, wie Berg und Tal auftauchen und ver-sinken, gelbe Monde über den Höhen schaukeln und farbige Sterne vom Himmel regnen.

Aber unbeweglich liegen die schwar-zen Punkte noch am Hange; nichts Lebendes wagt sich mehr in den schrecklichen Todesbereich.

Plötzlich rollt es herüber von der Kuppe des Bergmassivs quer vorm Tal. Rund um die lichte Waldwiege auf dem Gipfel blüht es auf, vielfach gebrochen rollt der Hall die Berge entlang. Ein Blick nach dem andern zuckt drüber auf, wie ein Reigen türkischer Feuerentzwei hüpft und tanzt es rings um den Biegepunkt, Blick neben Blick hängt wie kuckender Str-lichtertranz über der Höhe. Und jedes Ausflühen prägt furende, reißende Eisenketten auf die Linie.

Plötzlich ist es wieder still. Jetzt kommt der Sturm — jetzt wird sich dort die Flut heranwälzen, um sich den Weg ins Tal zu erzwingen. Wird sie durchbrechen?



Deutsche Sanitäter bei unseren türkischen Bundesgenossen in Syrien. Nach der Skizze eines bei der Truppe tätigen Sanitäters für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Hermann Sorell.

Die Türkei im Weltkrieg.



Unsere Marine im Weltkrieg: Ausbringen der Torpedoschutzneke auf einem Panzerkreuzer.

Nach einer an Bord eines Panzerkreuzers angefertigten Skizze für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Kurt Hassenkamp.

Unablässig schießen die grell leuchtenden Raketen hoch, Gewehrknatter peitscht herüber und hurra! — Maschinengewehrgetader. Ein paar Minuten lang hämmert es, von allen Bergen lauscht man mit angehaltenem Atem — und plötzlich ist es wieder still. Einzelne Schüsse fallen noch — da wissen wir, die Linie blieb fest, auch hier brandete die wilde Flut vergebens gegen die Mauer.

Dämmernd steigt der Morgen auf. Wie still und friedlich liegt die Welt im Frühlicht, rot färbt sich die Wolken, und über uns im Baum jubelt ein Fink dem neuen Leben zu. War denn gestern, diese Nacht Krieg? Ach, das Leben leuchtet so wunderbar in der herrlichen Gottesfrühe, der bange Kampf löst sich, das Herz wird wieder frei — die Sonne kommt, und wir leben! Wir leben!

Weit zurück laden viele Wagen ihre traurige Last aus, und jeder, den sie hineintragen in das große Haus mit dem roten Kreuz, ist voll Schweiß und Blut. Aber die schwarzen Flecke oben bleiben liegen, niemand naht, ihnen zu helfen. Die Sonne geht über ihnen auf und unter, Wind und Regen wechseln, sie liegen still und wissen nichts mehr vom Kampf.

Sollte die Flut endgültig eingedämmt sein? Wird sie nicht von neuem versuchen, den Damm fortzuschwemmen, sollen alle ihre ungeheuren Opfer umsonst gewesen sein? Wo wird die nächste Welle heranbranden?

Den Gang hinunter ward sie zerfellt, drüben am Berggipfel mußte sie zurückbranden, wohin wälzt sie sich jetzt? Ist der Kieles drüben erlöst?

Sein Blick fällt auf das schweigende Dorf an der Talstraße, und so leer es am Tage liegt, ahnt er dort einen kräftigströmenden Rückhalt der zähen Linie. Und noch einmal richtet er sich auf zu furchtbaren Schlägen. Das Tal brüllt auf, die Berge erzittern, wie ein Hieb nach dem andern niederwuchtet in die verlassenen Wohnstätten. Prallend und trachend stürzen die Wände, Kalt und Staub wirbelt auf, und dazwischen lodern gierig rote Flammenzungen. Wie in einem ungeheuren Mäher wird das Dorf zerstampft, ein Haus nach dem andern stürzt zertrümmert zusammen, überall schießen Flammen auf, und eine dicke Rauchwolke wälzt sich träge darüber hin.

Die Abendsschatten hängen an den Bergen, und immer noch stampfen und wuchten die schrecklichen Stöße hernieder. Die Nebel mischen sich mit der Rauchwolke zu einer dicken, grauen Dede, unter der eine glühende Hölle brodelnd zischt. Und jede neue Granate reißt ein Loch in die Wolke, sprühend zischt eine Feuergarbe hindurch — ein Riesentessel

plagenden Feuers, feldenden Eisens, reißenden Todes schlägt den Massen ins Gesicht, bäumt sie zurück und fegt sie in wilder Flucht auseinander. Zerbrockelt, zertrümmert wälzt sich zurück, was den versteinerten Gefohlenen entging. Und die einzelnen, die das Dorf erreichten, verschlingt der rasende Zorn der aus sicheren Vertiefungen stürmenden Verteidiger.



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Erbeuteter russischer Proviant wird an unsere Truppen ausgegeben.

brodelnden Höllenfeuers, von eisernen Besen gepetischt. Bis alles zerlampt, zertrümmert, vernichtet ist.

Und kaum sind die letzten Schläge verhallt, da bricht die Flut noch einmal vor. Vom obern Tal wälzt sie sich auf der Straße heran, vorn einzelne Spitzer, die in die rauchgefüllten Dorfstrecken dringen, dahinter die große Welle in geschlossenem Trupps.

Und wieder werden hinter uns die Berge lebendig, im Abenddämmer blüht es von allen Gängen, ein Sturm

furchtbarer Anstrengung sein Wert so weit gefördert hat, daß er von hier aus einen neuen Sturm wagen könnte, da findet er die Flügel, die er seitwärts überrennen möchte, leer. Einige hundert Meter zurück, in denkbar günstiger Lage am Berg, sieht er sich einer neuen Linie gegenüber, die, jeden Vorteil des Geländes ausnützend, mit breitem Drahtverhau und offenem Schußfeld vor sich, ihm mit furchtbarer Unburchdinglichkeit entgegensteht. Übermals mühte er mit Tausenden schwerer Granaten und allen erdenklichen

A*BATSCHARI

H. R. ERDT

Cigaretten



Der Krieg mit Italien: Einer feindlichen Proviantkolonne wird aufgelauert. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ von Paul Leuteritz.

Urteil eines Fachmannes über
KALODONT
 Zahn-Creme und Mundwasser

„Nachdem ich Ihre beiden Präparate für meinen eigenen Gebrauch versucht habe, so muß ich Ihnen, geehrter Herr, meine volle Anerkennung zollen für die Güte und Mildheit, welche ich bei Benützung Ihrer Präparate empfunden habe. Ich werde daher selbstverständlich nicht verfehlen, Ihre **anerkannt vorzüglichen Präparate** in meinen Patientenkreisen bestens zu empfehlen.“

(Originalbrief liegt zur Einsicht auf).

F. A. SARG's SOHN & Co.
 k. u. k. Hoflieferanten
 BERLIN WIEN



ERNEMANN

Armee-Kameras

4 1/2 x 6, 6 x 9 und 9 x 12 cm.
 für Platten u. Film eingerichtet.
 Bei unseren Tapfern im Felde
 bewährteste Hochleistungsapparate!

Deutsche Meisterwerke

der Kameratechnik

— Preisliste kostenlos! —

Feinr. ERNEMANN & Co. Dresden 126

Photo-Kino-Werke Optische Anstalt



Alle
Protector-

Schlösser
 PROTECTOR
 tragen diese Schutzmarke stets auf den Schlüsseln!

Die junge Frau.

Betrachtungen und Gedanken über Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett von

Dr. Wilhelm Huber,

Spezialarzt für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe in Leipzig.

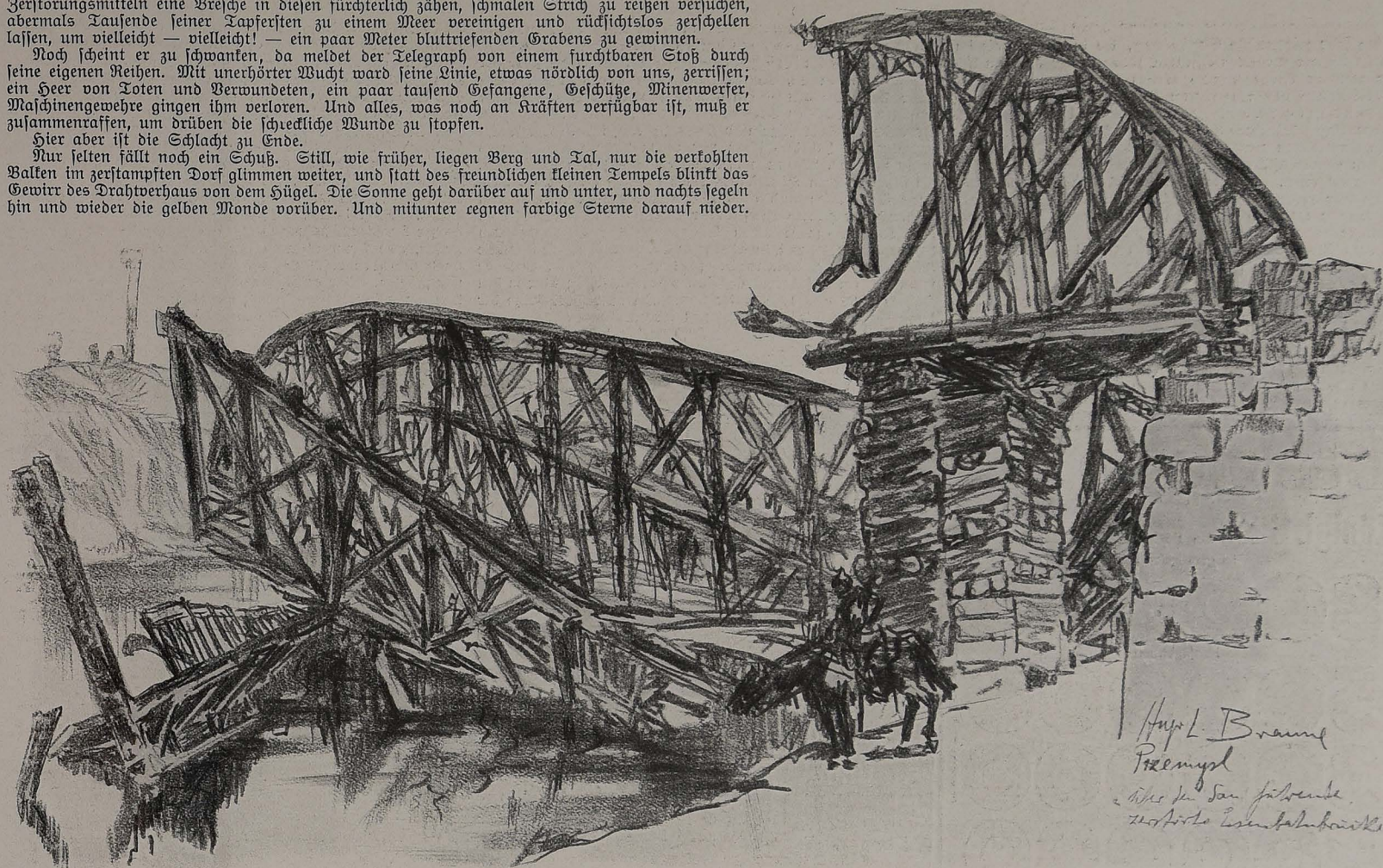
In vornehmem Geschenkeinband mit Goldschnitt 4 Mark.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Zerstörungsmitteln eine Bresche in diesen fürchterlich zähen, schmalen Strich zu reißen versuchen, abermals Tausende seiner Tapfersten zu einem Meer vereinigen und rücksichtslos zerschellen lassen, um vielleicht — vielleicht! — ein paar Meter bluttriefenden Grabens zu gewinnen. Noch scheint er zu schwanken, da meldet der Telegraph von einem furchtbaren Stoß durch seine eigenen Reihen. Mit unerhörter Wucht ward seine Linie, etwas nördlich von uns, zerrissen; ein Heer von Toten und Verwundeten, ein paar tausend Gefangene, Geflügel, Minenwerfer, Maschinengewehre gingen ihm verloren. Und alles, was noch an Kräften verfügbar ist, muß er zusammenraffen, um drüben die schiefliche Wunde zu stopfen.

Hier aber ist die Schlacht zu Ende.

Nur selten fällt noch ein Schuß. Still, wie früher, liegen Berg und Tal, nur die verkohlten Balken im zerstampften Dorf glimmen weiter, und statt des freundlichen kleinen Tempels blinkt das Gewirr des Drahtverhaars von dem Hügel. Die Sonne geht darüber auf und unter, und nachts segeln hin und wieder die gelben Monde vorüber. Und mitunter regnen farbige Sterne darauf nieder.



Aus Galizien: Von den Russen auf ihrem Rückzug zerstörte Brücke über den San.

Nach einer Zeichnung des auf den südöstlichen Kriegsschauplatz entwandten Kriegsmalers der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ Hugo L. Braune. Über die Brücke führte die wichtige Eisenbahnlinie Przemyśl-Lemberg, die es den Russen ermöglichte, den größten Teil ihrer Truppen und des Kriegsmaterials rechtzeitig abzutransportieren.

Ende des redaktionellen Teils.

SIROLIN

bei Katarrhen der
 Athmungsorgane, langdauerndem
 Husten, beginnender Influenza recht-
 zeitig genommen, beugt schwerern
 Krankheiten vor.

Wer soll Sirolin nehmen?

1. Jedermann der zu Erkältungen neigt, denn es ist besser Krank- heiten verhüten als solche heilen.
2. Kinder mit Husten, weil durch Sirolin die schmerzhaften Hustenanfälle rasch vermindert werden.
3. Asthmatiker, deren Beschwerden durch Sirolin wesentlich gemildert werden.
4. Skrofulöse Kinder bei denen Sirolin von günstigem Erfolg auf das Allgemeinbefinden ist.

Nur in Originalpackung in den Apotheken erhältlich zu Mk. 3.20

Trauringe mit von Künstlerhand aufgestoch. Eichen- kranz-, Myrten- oder Lorbeer-Ornament.
 Zu beziehen durch Juweliere.



Kunstwerkstätte W. Preuner, Stuttgart.
 Fabrik der Trauringe „Du bist mir, ich bin Dein“, „Mit Wille Dein Eigen“.

KAYSER

Nähmaschinen
 Billig-verkauft
 Nähmaschine
 Schnellnäher
 Kaiserfabrik AG



Beste deutsche
 Nähmaschinen
 Marke Auf Ortu
 Namen achten.
 Kaiserslautern

Illustrierte Weltkriegschronik
 der Leipziger Illustrierten Zeitung

mit zahlreichen schwarzen und bunten Abbildungen nach Photo- graphien, sowie Gemälden und Originalzeichnungen namhafter Künstler und mit Karten und Plänen Text von Paul Schreckenbach. In Lieferungen zu je 60 Pfennig (Format 23 x 33 cm). Einen Aus- zug aus der Fülle der glänzenden Anerkennungen, sowie einen illustrierten Prospekt versenden wir an Interessenten kostenfrei. Verlag von J. J. Weber, (Illustrierte Zeitung), Leipzig 26.

Hansa-Lloyd
 Werke A-G Bremen

Personenwagen ♦ Lieferwagen ♦ Lastwagen ♦ Omnibusse ♦



Waldorf-Astoria Cigaretten
FELDPOSTBRIEFE
 mit den farbigen Stempeln

Allgemeine Notizen.

Eine sehr zeitgemäße Einrichtung, die in erster Linie im Interesse unserer invaliden Offiziere, sodann aber auch im Interesse weiterer Kreise unseres Volkes liegt, ist jetzt an der Städtischen Polytechnischen Lehranstalt, Friedberg bei Frankfurt a. M. getroffen worden. Um dienstunfähig gewordenen Kriegsteilnehmern die baldige nutzbringende Aufnahme einer angemessenen neuen Berufstätigkeit zu ermöglichen, die auch den gesellschaftlichen Fähigkeiten und Ansprüchen der Offiziere gerecht wird, sind dortselbst besondere Ausbildungskurse für Offiziere geschaffen worden, die ihnen die für eine erfolgversprechende technisch-kaufmännische Betätigung notwendigen Kenntnisse in zweckmäßiger und schnellster Weise vermitteln sollen. Nähere Auskünfte darüber erteilt das Großherzogliche Bürgermeisterei der Stadt Friedberg (Hessen).

Unseren Soldaten im Felde und den Kriegspatienten soll bei Herannahen der rauheren Monate, ebenso wie im Vorjahre, die Anwendung des Wiesbadener Kochbrunnens kostenlos zugänglich gemacht werden. Allen, denen die Anwendung des „natürlichen Wiesbadener Kochbrunnen-Quellsalzes“ bei ihren Katarrhen der Atmungs- und Verdauungsorgane usw. ein Bedürfnis geworden ist, wird dieses Naturprodukt in einer Anzahl kleiner handlicher Packungen für je

eine Portion bereitwillig direkt zugestellt. Die Verendung erfolgt nur vom Brunnenkontor in Wiesbaden aus, dem die Adressen der Empfänger aufzugeben sind.

St. Blasien im südlichen Schwarzwald. Einer der schönsten Herbstkurorte ist St. Blasien. Die wunderbar würzige, ozonreiche Luft, die ausgedehnten Tannenwälder sowie seine sonstigen klimatischen Vorzüge lassen den Kurort wie geschaffen für Erholungsbedürftige und Leidende erscheinen. Der sichere ärztliche Blick hat dies schon vor vielen Jahren erkannt, und so sind in St. Blasien mustergültige Sanatorien entstanden, die sich mit ihren Heilerfolgen einen Weltruf erworben haben. Diese Sanatorien sind auch zurzeit gut besucht und bleiben während der ganzen Kriegsdauer geöffnet. Etwas erhöht über dem Kurort, am sonnigen Südbahang des dichtbewaldeten Böhlganges liegt das Sanatorium St. Blasien, die bekannte Heilanstalt für Lungenkranke. 1881 gegründet, kann sie heute schon auf ein 34-jähriges Bestehen zurückblicken, ist aber in den Jahren 1900 und 1908 unter Benutzung aller Fortschritte der hygienischen Bautechnik völlig neu erbaut.

Bad Ems. Das prächtige Herbstwetter hat auch zur Nachsaison noch zahlreiche Gäste hierher geführt, sodaß die amtliche Fremdenliste der diesjährigen Kurzeit mit etwa 15 000 Besuchern abschließen wird, d. h. der Besuch des Bades ist fast der gleiche gewesen wie in Friedenszeiten. Wenn auch mit Schluß des

Monats September die eigentliche Kurzeit zu Ende gegangen ist, so wird doch der Badebetrieb wie seit Jahren den ganzen Winter hindurch aufrecht erhalten. Neben dem Sanatorium von Sanitätsrat Dr. Köhler und einigen Hotels werden auch zahlreiche Privatvermiethäuser während des Winters geöffnet bleiben. Für Fremde, die vom 28. September ab eintrafen und noch eintreffen, wird Kurkarte nicht mehr erhoben.

Bad Salzbrunn. Nachdem bereits den verfloßenen Winter hindurch die wichtigsten Kureinrichtungen unseres Bades geöffnet waren und den zahlreichen Militär- und Zivilkurgästen zur Verfügung standen, hat sich die kaiserliche Badeverwaltung entschlossen, auch im kommenden Winter den Kurort offen zu halten. Allen denen, die während des Sommers infolge zu großer Inanspruchnahme wegen des Krieges nicht in der Lage waren, eine Brunnens- und Badetur zu gebrauchen, bietet sich im kommenden Winter erwünschte Gelegenheit, das Veräumte nachzuholen. Für ausgiebige Behandlung in unserem Bade kommen neben Katarrhen der Luftwege und der Verdauungsorgane auch Blasen- und Nierenleiden, Gicht, Zuckerkrankheit sowie die Folgeerscheinungen nach Influenza in Betracht. Besonders bei Blasen- und Nierenleiden hat Bad Salzbrunn mit seinen Quellen ausgezeichnete Erfolge gezeigt. An dieser Stelle sei noch auf die vorzüglichsten natürlichen heilbaren Mineralbäder hingewiesen, die sich einer stetig steigenden Beliebtheit erfreuen.

Das grosse Los

der
Königl. Sächs. Landes-Lotterie

im günstigsten Falle

800 000

Hauptgewinne:

500 000

300 000

200 000

150 000

100 000

60 000, 50 000, 40 000, 30 000 Mk. usw.
110 000 Lose u. 55 000 Gewinne im Betrage von über 20 Millionen Mark.

Jedes zweite Los gewinnt.

Ziehung 1. Klasse 8. und 9. Dezember 1915.

Klassen-Lose, für jede Klasse: Voll-Lose für alle Klassen gültig:
1/10 — 1/5 — 1/2 — 1/1 — M. 25 — M. 50 — M. 125 — M. 250 —
M. 5 — M. 10 — M. 25 — M. 50 — M. 125 — M. 250 —
empfehlen und versenden.

Friedrich Fricke & Co., Leipzig, Arndtstr. Nr. 35/40.
Königl. Sächs. Lotterie-Kollektion.

Bei Hals- und
Sanguinal
aller Art
wie Katarrhen,
tuberkulösen
Erkrankungen usw.
nehme man ärztl. empfohlene
Rotolin-Billen
Erhältlich zu M. 2.- pro Schachtel
in allen Apotheken. Wo nicht vor-
rätig evtl. auch direkt von uns
durch unsere Versandapotheke
Bloch & Co., Berlin, Lindenstr. 107 b.
Ausführliche Broschüre
vollständig kostenlos.

Lauten Gitarren
Mandolinen
Preisliste über
Lauten, Gitarren und
Mandolinen frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

FABRIKATION IN
Silber
AKUNNE-ALTENA
Bestecke, Festgaben, Silber u. versilbert.
Patriot. Kriegsschmuck, Album u. Wahl.

Sanguinal
in Pillenform
Anerkannt zur wirksamen
prompten Bekämpfung von
Blutarmut und Bleichsucht.
Vorzügliches Unterstützungs-
mittel zur baldigen Genesung
unserer verwundeten Krieger.
Zu haben in allen Apotheken!
Grosspackung m. 100 St. M. 2.20
Man achte
streng auf den Namen der Firma
Krewel & Co., G. m. b. H., Köln
und den geschützten Namen
„Sanguinal“

Moment-Ultrarapid- u. farbenempfindliche Viridin-Platten für die Landschafts- u. Porträt-Photographie.

Schleussner-
Photo-Platten
Photo-Papiere
Photo-Chemikalien
Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft, Frankfurt a. Main 97.

Schleussner-Photo-Hilfsbuch. 4., erweiterte Auflage. Anleitung zur fehlerfreien Plattenverarbeitung und künstlerischen Porträt- und Landschafts-Photographie. Preis 1 Mark portofrei.

MECHANISCHE WEBEREI ZU LINDEN
LINDENER
SAMMETE
sind die
BESTEN
DEUTSCHES ERZEUGNIS
HANNOVER-LINDEN

Katarrhe
Natürliches
Wiesbadener-
Kochbrunnen-
Quellsalz
Bronchitis, Lungenleiden,
Husten, Heiserkeit, Kehlkopf-,
Lufttröhren-, Nasen-, Rachen-Katarrhe,
Keuchhusten, Schnupfen, Asthma.
Beispiellose Heilerfolge!
Kontrolle der Stadt Wiesbaden.
Tausende verdanken diesem Natur-
schatz v. Weltruf jährlich ihre Ge-
nesung. In Apoth. 2.50 Mk., direkt 3 Flasch.
7 M. fr. Aufklärende Kurschrift sowie
Proben vollkommen gratis
durch Brunnen-Kontor Wiesbaden L.
Warnung
vor wirkungslosen Nachahmungen.
Wenn nichts hilft

Harmoniums bes. ohne
4stimm. spielbare. Illustr. Katalog frei.
Aloys Maier, Hofl., Fulda.

Fort mit dem
Beinverkürzung
unsichtbar. Gang
elastisch u. leicht.
Jeder Ladenstiefel
verwendbar.
Grafs-Broschüre
senden:
Extension, G. m. b. H., Frank-
furt a. M. - Eschersheim Nr. 232.

Beratende

Charakt. - Beur-
teilung nach
Brieflich nach
Hörsch. bieten überrasch. Eröffnungen.
Sonderart wird verbürgt durch:
1) **Wissenschaftl. Erfolgswachst.** seit
1901 - Wien „Rdsch.“ 1901 S. 300. 304.
2) **Seelenbüch.** von P. L., sachver-
ständ. oft empfohl. vgl. „Ärztl.
Standesztg.“ Wien V. Nr. 6; 3) be-
hördlich u. privat von P. L. einge-
holte **Gutachten** in sehr schwier.
Schriftvergl. **Prospekt** frei. Paul
Liebe, München W. 12. Brieffach.

Königlich Sächsische
Landes-Lotterie
(In Österreich-Ungarn verboten).
110 000 Lose - 55 000 Gewinne.
Günstigste deutsche Staats-
Lotterie. Jedes 2. Los gewinnt.
Im günstigsten Falle:
800 000
Hauptgewinne:
500 000
300 000
200 000
150 000
100 000
Ziehung 1. Klasse
8. und 9. Dezember 1915.
Klassen-Lose:
1/10 — 1/5 — 1/2 — 1/1 —
Mk. 5. — 10. — 25. — 50. —
Voll-Lose,
gültig für alle Klassen:
1/10 — 1/5 — 1/2 — 1/1 —
Mk. 25. — 50. — 125. — 250. —
empfehlen und versenden
auch unter Nachnahme
die staatl. Kollektionen:
Ad. Müller & Co.
Leipzig,
Brühl 10/12;
Max Lippold
Leipzig,
Grimmaischer Steinweg 11,
gegenüb. d. Kgl. Lotterie-Direkt.
Versand auch ins Feld.
Plan kostenlos.

Gessler's echter
Altwater
Kräuter-Likör
Alleinige Fabrikation:
Siegfried Gessler
K. u. K. Hoflieferant
Jägerndorf (Österreich)